



*Interessengemeinschaft Fälländer Geschichte*

---

# Fälländer Schul- geschichte(n)

Für meine Familie

Interessengemeinschaft Fällander Geschichte  
© IGFG 2002

Autor:  
Ruedi Lange

Unter Mitarbeit von:  
Helene Blass, Martin Friess, Hans Ueli Kaul,  
Abert Meier-Hauser

# Fällander Schul- geschichte(n)

Ruedi Lange erinnert sich  
an seine ersten Lehr(er)jahre  
im alten Schulhaus 1954–1961.

Einleitung	4
Fällanden? Wo liegt denn das schon wieder?	5
Der erste Tag	7
Das Schulhaus	8
Rosa Angst	11
Schule und Umfeld	12
Das zweite Jahr	16
Die Schulpflege	17
Wohnsitznahme obligatorisch	18
Examen	20
Schulsylvester	22
Chilbi, Fasnacht und 1. August	24
Ski Heil	26
Feuerwehr	34
Schlitzohren, schräge Vögel und Schicksale	38
Ausklang	42
Bildnachweis, Dank	44

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

diese amüsanten Geschichten rund um die Schule sind gleichzeitig «Geschichte aus erster Hand». Auch wenn noch nicht einmal 50 Jahre vergangen sind, seit der junge Lehrer Ruedi Lange nach Fällanden abgeordnet wurde, wird vieles von dem, was er hier erzählt, Ihnen sehr «geschichtlich» vorkommen.

Das alte Schulhaus etwa. Vielleicht kennen Sie das erbsengrüne Gebäude am Kreisel nur als Jugendtreff oder als Haus für allerlei Veranstaltungen von Kinderhüeti bis Kultur, oder gar als ärgerliches Verkehrshindernis am Eingang der Dübendorfstrasse.

Damals war es noch *das* Schulhaus für die rund 70 Primarschulkinder der ganzen Gemeinde. Seine Ausstattung entsprach aus heutiger Sicht «Dritte-Welt-Standard» – nicht erstaunlich bei einem Jahresbudget der Schule von Fr. 36'000.– und einem Gesamtsteuerfuss von schwindelerregenden 210%!

In so einem Dorf wollte Ruedi Lange höchstens ein Jahr lang Lehrer sein. Es sind, zum Glück für uns und unsere Schule, 41 Jahre geworden daraus; zehn davon durfte ich ihn begleiten als Schulpflegepräsidentin.

Seine rund 440 ehemaligen Schülerinnen und Schüler wissen, wie unerschöpflich sein Fundus an Geschichten und Anekdoten ist und wie kurzweilig, spannend und humorvoll er sie zu erzählen weiss; aus seinem Klassenzimmer war oft schallendes Gelächter zu hören. Lassen auch Sie sich von ihm einführen in Fällandens Schulgeschichte(n)!

Helene Blass

Zwei Dokumente aus dem Schularchiv genügen, um die offenbar schwierige Fälländer Schulsituation vor Ruedi Langes Amtsantritt widerzugeben:

*An die kantonale Erziehungsdirektion*

### **Gesuch um Bewilligung einer neuen Lehrstelle**

*An der Primarschule Fällanden bestehen zur Zeit (1952) zwei Abteilungen mit je drei Klassen. Bereits vor einigen Jahren machte es die Entwicklung der Gemeinde notwendig, die Schüler der 7. und 8. Klasse nach Dübendorf zu schicken, um die beiden Abteilungen zu entlasten.*

*Heute weisen nun die Abteilung von Fräulein Müller (1.–3. Klasse) 41 Schüler auf und die Abteilung von Herrn Kleiner (4.–6. Klasse) 34 Schüler. Für die nächsten Jahre wird sich die Situation noch wesentlich verschärfen. Im kommenden Frühjahr muss in der 1. Klasse bereits mit 20 Schülern gerechnet werden, so dass die Schülerzahl auf der Unterstufe auf 50 Schüler ansteigt ...*

*Nun besteht die Möglichkeit, durch einen kleinen Umbau im Schulhaus die neue Abteilung im Arbeitsschulzimmer unterzubringen. Man könnte so mit geringen Aufwendungen zum 2-Klassen-System übergehen.*

*Die Primarschulpflege*

*Fällanden, den 20. Januar 1953*

*Examen 1953*

### **Aus der Ansprache des Schulpflegepräsidenten**

*...Nun gehen wir einem neuen Schuljahr entgegen, das für unsere Schule von besonderer Bedeutung, also ein Markstein in der Fälländer Schulgeschichte sein wird. Konnte es doch möglich gemacht werden, dass auf den neuen Schulanfang ein dritter Lehrer also ein 2-Klassen-System geführt werden kann. Das ist gewiss für Lehrer und Schüler von ganz gewaltigem Wert. Ich glaube bestimmt, dass unsere Schule einen sehr grossen Segen davon ziehen werden wird.*

*Ernst Zollinger*

## Fällanden? Wo liegt denn das schon wieder?

In den Frühlingsferien 1954 erhielt ich den «Gelben Brief»: die Abordnung als Verweser an die Primarschule Fällanden. Wir hatten vor kurzem eine Neubauwohnung in Witikon mit prächtigem Ausblick in die Alpen bezogen. Fällanden? – Ich erinnerte mich vage an einen Sonntagsausflug in früher Kindheit ans Wehr beim Glattbeginn, an improvisierte Badehosen aus Taschentüchern. Nun musste ich aber die Karte des Kantons Zürich zu Hilfe nehmen. Richtig. Fällanden lag nur eben jenseits des Zürichbergs.

Pflichtschuldig meldete ich mich beim Präsidenten der Schulgemeinde und verabredete ein Treffen. Nachdem wir unsere beiden Kinder der Obhut meiner Mutter anvertraut hatten, machten sich meine Frau und ich auf den Weg. Bald lagen die letzten Häuser der Stadt hinter uns. Der Weg führte durch ausgedehntes Wies- und Ackerland nach Pfaffhausen, einem Weiler mit einigen Bauernhäusern und einem Ausflugsrestaurant. Am Waldrand standen wenige Ein- und Zweifamilienhäuser, zwischen blühenden Obstbäumen erkannten wir einen ersten Wohnblock.

Zuerst sachte, dann immer steiler ging's bergab. Der Blick weitete sich ins Glatttal mit dem prächtigen Greifensee, und schliesslich lag direkt unter uns das Dorf mit seiner Kirche, umgeben von zwei

drei Dutzend Dachfirsten. Am Siedlungsrand machten wir gar eine kleine Fabrik aus. Welcher Kontrast zu unserem bisherigen Lebensraum! Seit jeher Stadtbewohner, sahen wir uns fast ans Ende der Welt versetzt. Hier, wo Fuchs und Hase sich gute

Nacht wünschten, würde ich mein obligatorisches Schuljahr absitzen und mir dann eine zivilisiertere Gegend aussuchen. Meine Frau zeigte Verständnis.

Das Schulhaus unterhalb der Mühle an der Kreuzung war leicht zu finden. Hier wurden wir bereits erwartet von zwei Herren, einem Gewerbler und einem Bauern, sowie von einer wuchtigen Dame gesetzteren Alters mit bläulich gefärbten Haaren und orangerot gepudertes Nase.

Während mich die beiden Herren, Präsident und Mitglied der Schulpflege, kritisch musterten, strahlte die Dame, eine zukünftige Kollegin, wie sich herausstellte, Freundlichkeit und Autorität aus. Bald hatte ich das Wichtigste erfahren.

Das Dorf zählte mit den Aussenwachten Benglen und Pfaffhausen rund 950 Einwohner. Die etwa 80 Schulkinder wurden in drei Doppelklassen unterrichtet. Die erste und zweite Klasse wurde von einem Fräulein Müller geführt, ich sollte die dritte und vierte übernehmen, während meine bereits erwähnte Kollegin, Fräulein Angst, sich mit den

**Mit Schreiben der Erziehungsdirektion vom 3. April wird der Primarschule Frl. U. W. als Verweserin zugeteilt. Herr Zollinger verweist auf die tel. Rücksprache und das schriftl. Gesuch an die ED um Entsendung einer männlichen Lehrkraft, da bereits zwei Lehrerinnen an unserer Schule wirken. Am 12. April teilt uns das Vikariatsbüro mit, dass sie nun Herrn Lange von Zürich als Verweser abgeordnet hat, was wir gerne zur Kenntnis nehmen.**

—  
**Protokoll vom 15.4.1954**

Fünft- und Sechstklässlern herumschlagen würde. Nein, eine Verkehrsverbindung nach Fällanden existiere nicht. Die meisten Leute benützten den Weg über Schwerzenbach oder suchten einen der wenigen Postautokurse Zürich–Pfaffhausen–Maur zu erreichen.

Der Schulmorgen beginne übrigens im Sommer um sieben und dauere bis elf Uhr. Im Winter seien Beginn und Ende um eine Stunde verschoben. Der Nachmittagsunterricht fange Sommer und Winter um zwei an und ende um vier Uhr. Da die meisten Schülerinnen und Schüler Bauernkinder seien, könnten sie in der langen Mittagspause den

Eltern zur Hand gehen; auch Kinder mit langem Schulweg genossen die Ruhezeit. Übrigens habe man erst vor wenigen Jahren die Heuferien abgeschafft. Die Sommerferien dauerten vier, die Herbstferien dafür drei Wochen. Die Landwirte seien in der Haupterntezeit eben froh um die Mithilfe ihrer Sprösslinge.

Nachdem ich Lehrmittel und Absenzenliste behändigt hatte, machten wir uns etwas irritiert auf den Heimweg.



*Abbildung 1  
Blick vom Eggler  
auf das Dorf und  
den Schulhausplatz.  
Im Vordergrund  
rechts steht das  
1955 erbaute  
Kindergarten-  
gebäude.*

## Der erste Tag

Am ersten Schultag früh schwang ich mich aufs Velo meiner Frau, da das meinige defekt war. Zu dieser Zeit hatte ich die Strasse noch weitgehend für mich. Rasch war ich in Pfaffhausen und begann die sausende Abfahrt. Bald aber kamen mir Bedenken. Sollte ich das Rad nach Schulschluss den ganzen Weg wieder hinaufschieben? Es war wohl besser, es irgendwo abzustellen und gegen Abend wieder mitzunehmen. Gestohlen würde es hier auf dem Land wohl nicht. So lehnte ich es in der Nähe eines Bauernhofs an einen stattlichen Birnbaum und legte den Rest des Weges zu Fuss zurück.

Im Schulhaus begrüsst mich meine beiden Kolleginnen. Es war damals noch üblich, sich zu siezen, und selbstverständlich hatte der Lehrer im Anzug, mit Hemd und Krawatte zu erscheinen. Bald trudelten meine 28 Mädchen und Buben ein. Die meisten gaben sich schüchtern und ängstlich; es fehlte aber auch nicht an Lausbuben und kleinen Schlitzohren. Um elf Uhr war der Unterricht zu Ende. In der langen Mittagspause verzehrte ich die mitgebrachte Verpflegung, bereitete mich auf den nächsten Schultag vor und machte erste Korrekturen.

Wohlgemut begab ich mich nach vier Uhr auf den Heimweg, begleitet von den Schülern aus dem Pfaffenstein und von Pfaffhausen. Oberhalb des Pfaffensteins traute ich meinen Augen nicht. Einsam stand der mächtige Birnbaum am Wegrand; mein Fahrrad war weg! Hatte man wohl beim nächsten Hof etwas bemerkt? Ich klopfte an die Haustür. Sie wurde nur um einen Spalt geöffnet. Misstrauisch musterte mich die Bauersfrau. Schweigend hörte sie sich meine Geschichte an. «Das Velo

habe ich in die Scheune gestellt», sagte sie schliesslich. Und die Polizei hatte sie auch gleich alarmiert. Denn in letzter Zeit hatte ein Exhibitionist in der Gegend sein Unwesen getrieben. «Ein einsames Damenvelo am Wegrand kam mir sehr verdächtig vor, aber ich will Ihnen jetzt glauben», meinte die Bäuerin.

Später haben Frau Wüest und ich noch gelegentlich über diese Episode geschmunzelt. Am Abend meines ersten Schultages hatte ich zu Hause doch schon einiges zu erzählen.

## Das Schulhaus

Wider Erwarten fand ich an meiner neuen Arbeitsstätte bald Gefallen. Das alte Fällander Schulhaus strahlte irgendwie Gemütlichkeit aus. Über eine Steintreppe gelangte man auf ein kleines, durch ein Vordächlein gedecktes Podest vor dem Eingang. Trat man ein, kam man eben aus zum grössten, der fünften und sechsten Klasse vorbehaltenen Schulzimmer. Zwei steile Treppen mit steinernen Stufen führten ins Obergeschoss. Linkerhand lag mein Schulzimmer, das kleinste, und in gerader Linie ging es in einen abgewinkelten Raum, in dem die Erst- und Zweitklässler unterrichtet wurden, in dem aber auch der Handarbeitsunterricht für Mädchen stattfand. Im Untergeschoss lagen Kohlenkeller und Heizraum und, durch ein Tor von der Dübendorfstrasse her zugänglich, das Feuerwehrlokal.

Das Schulhaus war nur mit dem Nötigsten ausgestattet. Als einziges Hilfsmittel stand pro Klassenzimmer eine Wandtafel zur Verfügung. Die Schüler verfügten über die offiziellen Schulbücher, Schreib- und Zeichenmaterial. Man darf allerdings nicht vergessen, dass damals noch mit Stahlfedern geschrieben wurde. Tintenfässchen waren in den Schülerpulpen integriert. Füllfederhalter waren Luxusartikel, Kugel- und Filzschreiber befanden sich in der Erprobungsphase. Das Fernsehen, allerdings erst schwarz-weiß, befand sich noch in den Kinderschuhen. Es gab zwar schon Schulfunksendungen, aber die Fällander Schule besass keinen Radioempfänger. Meine ersten Arbeitsblätter schrieb ich auf meiner persönlichen

Reiseschreibmaschine und vervielfältigte sie auf einem alten Wachsmatrizen-Umdrucker, den ich geschenkt bekommen hatte. Den Heimatkunde-

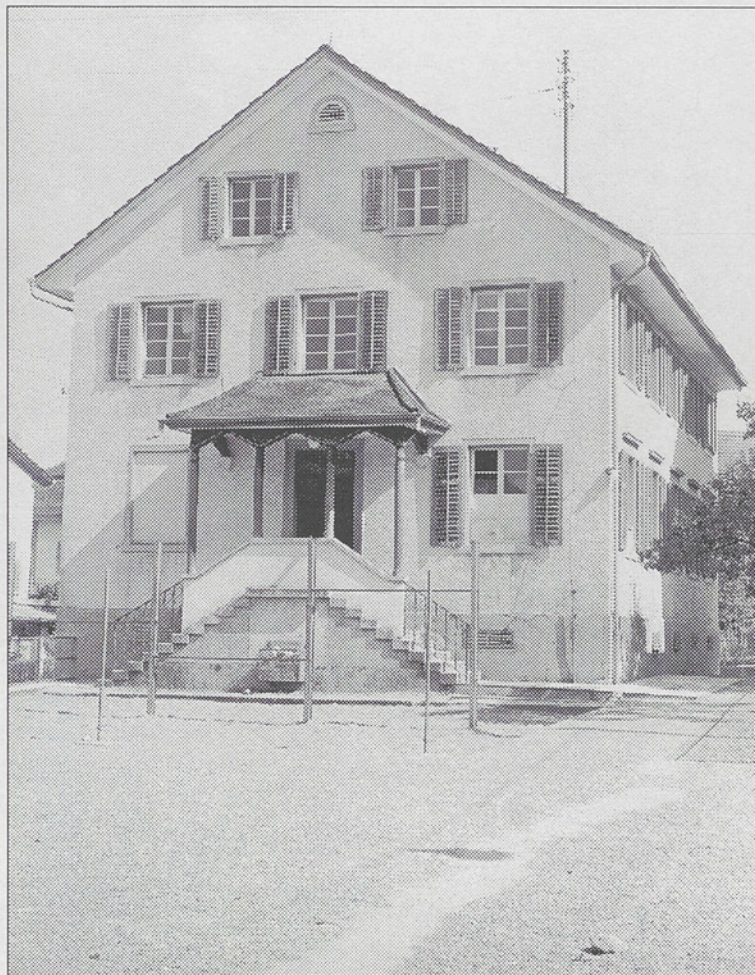


Abbildung 2  
Das alte Schulhaus, erbaut 1838, war bis zum Bezug der Schulanlage Lätten, 1961, das Dorfschulhaus der Gemeinde.

unterricht versuchte ich mit selbst aufgenommenen Farbdias, die ich mit dem eigenen Projektor präsentierte, anschaulicher zu gestalten. Das Pestalozzianum, das Hilfsmittel für Schulen verlieh, schwor noch auf Glasdias im Format 9x12 cm, die nur mit Hilfe eines wahren Ungetüms zu projizieren waren.

Mit meinen beiden Kolleginnen verstand ich mich sehr gut. In den grossen Pausen trafen wir uns in Ermangelung eines Lehrerzimmers jeweils beim Eingang. Bei schönem Wetter ergingen wir uns inmitten der herumtollenden Schülerschar auf dem Turn- und Pausenplatz, regnete es, suchten wir Schutz unter dem Vordächlein. Der Eingang lag auf der Schattenseite, und so war es hier ständig eher kühl und zugig. Der Turnplatz war wie das Schulhaus recht spartanisch ausgerüstet. In einer Sandgrube fanden sich zwei verstellbare Reckstangen und ein morscher Stemmbalken, vor dem "Chefihüsli" stand ein Satz Kletterstangen, die auch schon bessere Zeiten gesehen hatten. Sie waren verrostet und durch die Wirkung von Wasser und Frost teilweise aufgeplatzt.

Das Chefihüsli enthielt wirklich eine vergitterte, von den Schülern mit leisem Grauen betrachtete Arrestzelle, die allerdings wohl seit vielen Jahren niemanden mehr beherbergt hatte. Daneben gab es einen grösseren Raum, in dem drei Gefährte mit eisenbeschlagenen Holzspeichenrädern standen: eine alte, wohl seit Urzeiten nicht mehr benützte Feuerspritze für Handbetrieb, ein Krankenwagen, weiss gestrichen und mit rotem Kreuz versehen, der auch nur noch vor sich hindämmerte, und ein schwarz lackierter Leichen-

wagen. Schauernd stellte ich mir vor, wie Kranke oder schwer Verletzte beim Transport ins Spital seinerzeit auf den zum grossen Teil noch naturbelassenen Strassen wohl durchgeschüttelt wurden. Nur der Leichenwagen wurde noch benützt. War jemand gestorben, wurde der Leichnam bis zur Beerdigung zu Hause aufgebahrt. Dann lud man den Sarg auf den mit Rappen bespannten Wagen; Verwandte, Freunde und Bekannte gaben dem Verstorbenen auf seiner letzten Reise das Geleit. Ich erinnere mich noch gut an das Geklapper der Pferdehufe, das Knirschen der Räder und das Geräusch der Schritte der Trauergemeinde.

Jenseits der Strasse stand das Schlachthäuschen. Da konnte es schon vorkommen, dass während der Pause ein Schüler mit dem Alarmruf gelaufen kam: «Si metzged en Muni!» Alles flankte über den Zaun oder rannte aussen herum. Die Schüler waren nicht mehr zu halten und genossen so einen eher zweifelhaften, im Lehrplan nicht vorgesehenen Anschauungsunterricht.

Der Turnplatz war ursprünglich mit Kies bedeckt gewesen, von dem sich aber nur noch Spuren erhalten hatten. So wirbelten wir bei trockenem Wetter wahre Staubwolken auf, während sich bei Nässe absatztiefe Schlammfüßen bildeten.

Der Schulhausplatz war gegen die Dübendorferstrasse nur durch einen niedrigen Zaun abgegrenzt. Es konnte daher nicht vermieden werden, dass bei Ballspielen das Leder sich gelegentlich auf die Fahrbahn verirrte. Da der Verkehr dort noch äusserst bescheiden war, hatte dies im Allgemeinen keine Folgen. Ich erinnere mich jedenfalls an einen einzi-

**Laut Aussagen von [...] sind im Gemeindehaus Türen und Fenster offen, was die Schüler benutzen, um am Leichenwagen Unfug zu treiben.**

—  
**Protokoll vom 8.12.1955**

gen Automobilisten, der, durch einen Treffer auf die Windschutzscheibe erschreckt, ausstieg und Zeter und Mordio schrie. Zum Glück verlockten schon damals ausgedehnte Wälder, romantische Tobel und weite Riedlandschaften zur Verlegung vieler Turnstunden in die weitere Umgebung, zu Gelände- und Waldläufen, zu Schnitzeljagden, Versteck- und Räuberspielen. Einmal wollte ich ein solches Kampfspiel besonders spannend gestalten. Selbst gemischtes Vernebelungspulver und kleine Feuerwerk-raketten wurden eingesetzt. Was mir im Rückblick allerdings bald einmal als jugendliche Entgleisung erschien, empfanden meine Schüler offenbar ganz anders. Noch heute bekommen bestandene Familienväter glänzende Augen, wenn sie von dieser Episode zu erzählen beginnen. Im Sommer ging es gelegentlich mit den Bade-

hosen zum See. Oberhalb des Wehrs war das Wasser etwa knietief. Hier machten viele meiner Zöglinge ihre ersten Schwimmversuche. Einst hatte ich wegen einer Erkältung meine Badeausrüstung zu Hause gelassen, und ausgerechnet da passierte es. Eine Schülerin glitt auf dem bemoosten Mäuerchen beim Wehr aus und trieb unversehens die Glatt hinunter, reglos und das Gesicht im Wasser. Reflexartig schlüpfte ich aus Hosen und Sandalen und hechtete mit Hemd und flatternder Krawatte in elegantem Kopfsprung hinterher. Nachdem ich das Mädchen ergriffen hatte und mit ihm nun zum Ufer strebte, erkannte ich erst, dass mir das Wasser lediglich bis zur Brust reichte. Ich fühlte mich als Volltrottel, hatte ich doch ohne Not meine Brille geopfert, die heute noch auf dem Grund der Glatt ruhen mag.

**Das Turnen durch  
Herrn Lange hat wieder  
zu Klagen Anlass  
gegeben. Die grossen  
Spaziergänge durch  
Wald und Feld sind  
keine Turnstunden.  
Für Leibesübungen ist  
in erster Linie unser  
Turnplatz da.**

—  
**Protokoll vom 31.1.1955**



*Abbildung 3  
Das Fällandertobel mit dem Blitzstein  
war für Ruedi Lange und seine Schul-  
klassen so etwas wie eine riesige  
Freiluft-Turnhalle.*

## Rosa Angst

Während Susi Müller zurückhaltend und eher wortkarg war, sprühte Rosa Angst vor Temperament und Mitteilungsbedürfnis. Bald erfuhr ich, dass sie viele Jahre unter einem tyrannischen Vater gelitten habe, der ihr nicht erlaubt hatte, ihren geliebten Beruf auszuüben. Gleich nach seinem Tod hatte sie ihre Bankstelle gekündigt und sich zum Schuldienst gemeldet. Nun genoss sie zwar ihre Freiheit und Selbständigkeit, besass aber wenig praktische Lebenserfahrung. Manchmal hatte ich das Gefühl, der Umgang mit Geld bereite ihr etwelche Mühe, und sie habe gegen Monatsende oft mit Engpässen zu kämpfen. Fast täglich verspürte sie Lust nach Schokolade. Dann schickte sie zu Pausenbeginn eine Schülerin mit zwei Franken in den Volg-Laden, der sich an Stelle des heutigen Fotogeschäftes Morgenegg befand. Eine Tafel musste die Botin zurückbringen; eine zweite war der Trägerlohn.

Rosa Angst besass überhaupt einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Einst erzählte sie mir, wie sie in einem Wutanfall den Papierkorb quer durch das Schulzimmer geschleudert hatte. Nun stand sie vor einem Dilemma. Sie wollte nicht ihr Gesicht verlieren und den «Güsel» selbst wieder zusammenlesen. Andererseits konnte sie nicht einem einzelnen Schüler die Schuld an ihrem Zorn zuweisen. So war sie stolz darauf, dass sie schliesslich auf den Ausweg gekommen war, für das Aufräumen eine Prämie von einem Franken auszusetzen.

**Fräulein Angst legte grossen Wert darauf, dass die Eltern den Kindern die Freude an der Schule und an der Lehrerin beibringen möchten und nicht gerade das Gegenteil, was ja leider sehr viel gemacht wird.**

—  
**Elternabend 9.2.1955**

Ihre Fünft- und Sechstklässler hatte sie fest im Griff. Nur die Turnstunden mit den grossen «Stürcheln» bereiteten ihr Sorgen. So bat sie mich, ihr die Knaben abzunehmen und dafür die Mädchen abzutreten, eine Bitte, der ich gern nachkam. In unserem kleinen Schulhaus machte die nötige Koordination der Stundenpläne ja noch keine Mühe.

Fräulein Angst pflegte häufig nach Zürich zu reisen. Dazu musste sie erst einmal zu Fuss zum Bahnhof Schwerzenbach pilgern. Dabei machte ihr allerdings ein Handicap zu schaffen. Sie fürchtete sich nämlich schrecklich vor Hunden. Lümmelte sich so ein Biest am Wegrand herum, stand sie vor einem echten

Problem. Wenn sie in der Nähe einen Schüler oder eine Schülerin erblickte, zahlte sie einen Franken für das Festhalten des Tieres, bis sie aus der Gefahrenzone war. Andernfalls blieb ihr nichts anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren und per Taxi an ihrem Feind vorbeizufahren.

## Schule und Umfeld

Die Fälländer Bevölkerung begegnete mir mit Freundlichkeit, Offenheit und Toleranz. Man akzeptierte den jungen Städter mit all seinen Schrullen und Eigenheiten. Etwas ungewohnt und eher peinlich empfanden es meine Frau und ich, auf der Strasse mit «Herr und Frau Lehrer» angesprochen zu werden. Mit dem Schulweg hatte ich mich inzwischen angefreundet. Das Velo konnte ich schon vom zweiten Schultag an in der Garage der Eltern eines Schülers in Pfaffhausen einstellen. Beim Abstieg ins Dorf erlebte ich unvergesslich schöne Sonnenaufgänge, und auch der Heimweg durch die blühende Landschaft bescherte beglückende Eindrücke. Weniger erfreulich war es, wenn einem bei beissender Kälte der Biswind ins Gesicht blies und einem die Tränen auf den Wangen gefroren oder wenn man bei Föhnwetter und drückender Hitze eine dicke Mappe voller Hefte bergauf schleppen musste. Die Eltern der Pfaffhauser Schüler und Kindergärtner allerdings waren glücklich. Ihre Jungmannschaft sei jetzt nach Schulschluss viel rascher zu Hause als früher. Kunststück, wenn sich der Lehrer wie der Rattenfänger von Hameln vorkam mit seinem Gefolge von grossen und kleinen Zöglingen, die sich mit Geschichten unterhalten liessen oder ihre eigenen Erlebnisse zum Besten gaben!

Meine Anstellung mag den Fälländern nicht eben als lohnende Investition erschienen sein. Gleich im Anschluss an die Sommerferien musste ich für drei Wochen in einen Wiederholungskurs einrücken. Nach meiner Entlassung fühlte ich mich krank, und da sich mein Zustand nicht besserte, suchte ich am Abend des ersten Arbeitstages einen Arzt auf. Er entnahm eine Blutprobe und wies mich an, ihn am

nächsten Tag anzurufen. Ich tat es, und er eröffnete mir, dass ich an einer Hepatitis erkrankt sei und mich möglichst rasch in der Schule vertreten lassen solle. Der Schulpflegepräsident, den ich benachrichtigte, meldete sich schon nach einer Stunde wieder und erklärte, ich müsse bereits am nächsten Tag nicht mehr antreten; eine Vikarin werde meine Arbeit übernehmen. Ich blieb bis zu den Herbstferien ausser Gefecht und war froh, dass ich nachher, völlig wiederhergestellt, meine Klasse erneut übernehmen konnte.

Gegen Frühling wurde ich von der Schulpflege angefragt, ob ich mich in Fällanden zur Wahl stellen würde. Fräulein Angst hätte gekündigt, und man würde sich freuen, wenn ich die fünfte und sechste Klasse übernehme. Ich hatte mich schon vorher um zwei freie Stellen beworben und beide Male Absagen erhalten, ohne dass sich eine Wahlkommission überhaupt nach Fällanden verirrt hatte. Nach einigem Überlegen sagte ich mir, dass ich mich eigentlich gut eingelebt hätte und sehr wohl noch ein Jahr bleiben könnte. Zudem würden allfällige künftige Wahlchancen durch meine Stellung als gewählter Lehrer eher verbessert. So schrieb ich, dass ich den Wahlvorschlag begrüsse, und verzichtete auf weitere Bewerbungen.

Sämtliche Lehrkräfte mussten durch das Volk gewählt werden und sich alle paar Jahre in ihrem Amt bestätigen lassen. Dabei liess es sich nicht vermeiden, dass vor allem Mittelstufenlehrer und -lehrerinnen bei jeder Bestätigungswahl einige ablehnende Stimmen mehr kassierten. Mir sagte einmal ein Bekannter gradheraus: «P. hat für dich dann ein Nein

**Primarschule Fällanden**

**Wahlvorschlag**

Die Schulpflege und Schulgemeindeversammlung vom 15. April 1955 empfehlen den Stimmbürgern von Fällanden

**Herrn  
Lange Rudolf**

bisher  
**Verweser an der Primarschule Fällanden**

einstimmig zur Wahl.

**Schulpflege Fällanden**

Abbildung 4  
Wahlempfehlung für Ruedi Lange im  
«Wochenblatt des Bezirks Uster».

ingelegt. Er nimmt es dir übel, dass sein Sohn den Übertritt in die Sekundarschule nicht geschafft hat.» Manche Kollegen empfanden es als Belastung, in jeder sechsten Klasse Schicksal spielen und ihren Antrag zur Zuweisung an die eine oder andere Abteilung der Oberstufe begründen und vertre-

ten zu müssen. Etliche wechselten aus diesem Grund an die Unterstufe. Ich sah darin aber eine dankbare Aufgabe, die Jugendlichen während eines wichtigen Abschnittes ihres Lebens begleiten und ihnen bei der Wahl einer Anschlusschule behilflich sein zu können, die ihren Anlagen, ihren Fähigkeiten und ihrem Arbeitstempo optimal entgegenkam. Bei weitaus den meisten Eltern, die ihre Kinder ja noch besser als ich kannten, fand ich bei offenen und ehrlichen Gesprächen auch Verständnis und Unterstützung.

Fällanden besass noch keine Oberstufe, sondern bildete zusammen mit Schwerzenbach und Dübendorf eine Schulgemeinde. Ich legte Wert darauf, meine Zöglinge nicht nur auf die Probezeit mit ihren Prüfungen vorzubereiten, sondern sie auch mit dem nötigen Selbstvertrauen zu versehen. Trotzdem jammerten gelegentlich ehemalige Schüler, Auswärtige würden an der Oberstufe in Dübendorf von einzelnen Lehrern als Hinterwäldler behandelt und oft vermehrt schikaniert. In einem Fall waren die Hinweise so konkret, dass ich mich zu einer Intervention veranlasst sah, mit Erfolg, wie mir meine Ehemaligen nachher bestätigten. Andererseits klagte eine Dübendorfer Mittelstufenlehrerin darüber, dass die Fällander Jahr für Jahr im Verhältnis zur Schülerzahl mehr Sekundarschüler stellten als ihre Wohngemeinde.



Abbildung 5

Der frischgewählte Ruedi Lange und seine 5./6. Klasse im Jahre 1955.

Alle Aufzählungen gelten von links nach rechts.

Am Boden sitzend: Bruno Gachnang, Willi Haab, Gustav Baumberger, Peter Blickensdorfer, Emil Weber, Fredi Schürch  
 auf Stühlen sitzend: Theres Bachofen, Eva Wild, Jakob Neukomm, Marianne Baumberger, Jolanda Fuchser,  
 Gerda Gachnang, Albert Dunkel, Hans Benninger  
 stehend: Jakob Neher, Edith Blättler, Franz Enzler, Hans Hintermann, Otto Pfister, Irene Stierli, Annemarie Weber,  
 Elsa Benninger, Doris Hauser  
 zuhinterst neben dem Lehrer: Maja Irminger und Maja Engeli



Abbildung 6

5./6. Klasse im Frühjahr 1959.

Alle Aufzählungen gelten von links nach rechts.

Am Boden sitzend: Hansruedi Schmid, Werner Wyss, Roger Favre, Peter Frischknecht, Peter Reuteler

auf Stühlen sitzend: Hans Wettstein, Lorenz Bühler, Heidi Zollinger, Monika Baumberger,

Marlies Frischknecht, Willi Baumberger, Hansjörg Wild, Werner Fuchser

stehend: Heinz Weber, Albert Howald, Rita Mürger, Trudi Mäder, Marlies Müller,

Heidi Wettstein, Trudi Knecht, Vreni Reuteler, Renate Müller, Maja Wettstein, Maja Peter

zuhinterst stehend: Bruno Stierli, Max Gfeller, Ernst Zollinger, Heidi Mäder, Hanna Weber, Doris Harbeck, Ruedi Lange

## Das zweite Jahr

Nach den Frühlingsferien zügelte ich also ins grösste Schulzimmer. Ein Teil meiner Klasse kam gleich mit, avancierten die Viert- ja nun zu Fünftklässlern. Meine Zöglinge sassen hier in Zweierbänken aus Massivholz mit Eisenbeschlägen, Fussrosten und Klapppulten. Das Zimmer war durch eiserne Stützen unterteilt. Wer wenig lernte, konnte sich aber nicht darauf berufen, an einem Säulenplatz gesessen zu haben; die Dinger waren zu schmal, um sich dahinter verstecken zu können. An der vorderen Wand stand ein Klavier, das dem Männerchor gehörte, der wie die Dorfmusik das Zimmer als Übungsraum benützte. Das Instrument war häufig verstimmt, und meine Schüler gerieten immer wieder in den Verdacht, daran manipuliert zu haben. Der Klavierstimmer entlastete sie schliesslich aber endgültig, indem er erklärte, das gute Stück habe Schaden genommen, als es bei der Einweihung des Kindergartens stundenlang im Regen gestanden habe. Allerdings erwischte ich einmal einige Lausbuben, die versuchten, durch das Hineinwerfen von Löschblättern den Klang des Instrumentes kreativ zu verändern. Über dem Klavier hing ein grosses Oelbild des ehemaligen Fälländer Bundesrates Meyer. Ein Schüler beklagte sich einmal, der gestrenge Blick des Magistraten verfolge ihn, ganz egal, an welchen Platz er sich setze.

Mit der Übernahme der beiden oberen Klassen der Mittelstufe wurden mir auch weitere Aufgaben übertragen. So hatte ich künftig den Einkauf des

Schulmaterials zu besorgen und die Schülerbibliothek zu führen, mit der allerdings nicht viel Staat zu machen war. Sie bestand aus rund 60 in Packpapier eingeschlagenen Bänden und enthielt wenige stufengerechte Titel, dafür einige Romane von J.C. Heer, J.V. Scheffel und anderen Schweizer Schriftstellern. Die Schulpflege bewilligte grosszügig ein Jahresbudget von 150 Franken, und der Ausbau meiner Bücherei wurde mir durch die Vertreterin einer Ustermer Buchhandlung erleichtert. Sie kam jedes Jahr vorbei und schleppte einen schweren Koffer ins Schulzimmer, der eine repräsentative Auswahl bewährter Bücher und empfehlenswerter Neuerscheinungen enthielt. Mit ihrer Hilfe konnte ich meine kleine Bibliothek in wenigen Jahren so ausbauen, dass sie meine Zöglinge auch wirklich zum Lesen animierte. Da Ausgaben für

die Schülerbibliothek vom Kanton subventioniert wurden, prüfte man die Rechnungen in Zürich nach strengen Kriterien. Meine Lieferantin machte mich darauf aufmerksam, dass beispielsweise die Werke Karl Mays als Schund galten und deren Käufer jeweils mit einem Rüffel bedacht wurden. Sollte ich aber doch Lust auf Winnetou verspüren, meinte sie, würde sie mir den Titel gern liefern und auf der Rechnung dafür beispielsweise «Theresli» oder «Züseli» von Elisabeth Müller einsetzen.

**Herr Wegmann beanstandet, dass im Schulzimmer von R. Lange ein Glaskasten mit Mäusen aufgestellt sei, was wider die hygienischen Vorschriften sei und entfernt werden müsse.**

—  
**Protokoll vom 22.12.1955**

## Die Schulpflege

Schon in meinem ersten Fälländer Jahr machte ich mit der Teilnahme an den Schulpflegesitzungen völlig neue Erfahrungen. Der Präsident hatte darauf bestanden, dass auch die Lehrkräfte anwesend zu sein hätten, selbstverständlich ohne Sitzungsgeld, das den Behördemitgliedern vorbehalten war. Als ebenso selbstverständlich galt, dass Behördenarbeit eine Sache der Männer war. Alle Monate einmal traf man sich zu einer Besprechung.

Eine offizielle Traktandenliste gab es damals noch nicht. Nach der Begrüssung öffnete der Präsident zuerst einmal die in der letzten Zeit eingegangene Post und sah nach, was für die Sitzung relevant sein könnte.

Der damalige Fälländer Schulpräsident, Heinrich Bucher, pflegte einen recht autoritären Führungsstil. Es gab Abende, an denen kein Geschäft, das Ausgaben zur Folge gehabt hätte, Gnade fand. Echte oder vermeintliche Missstände wurden scharf kritisiert, kurz, es herrschte oft ziemlich dicke Luft. Handkehrum wurden die Geschäfte im Eilzugstempo durchgepeitscht, notwendige Anschaffungen ohne Diskussion genehmigt.

Dann zauberte Herr Bucher aus seinem Auto einige Swissair-Schubladen mit belegten Broten und delikaten Weinen. Anekdoten wurden ausgetauscht, Erinnerungen an die eigene Schulzeit und längst vergangene Jugendstreiche tauchten auf; der Abend endete in Harmonie und ausgelassener Stimmung.

Unter «Verschiedenes» meldete sich in der ersten Zeit fast an jeder zweiten Sitzung der eine oder andere Schulpfleger und erklärte, er habe die Eltern eines Schülers angetroffen, und die hätten sich darüber beklagt, in welchem jammervollem Zustand sich die Kleidung ihres Kindes nach einer Turnstunde befunden hätte. Eines Tages hatte Herr Bucher von diesen Reklamationen genug. Mit der Faust schlug

er auf den Tisch und verkündete, ab sofort würden in dieser Sache nur noch schriftliche Eingaben behandelt. Die Beschwerden hörten schlagartig auf.

Die Besoldung der Lehrerinnen und Lehrer setzte sich damals aus einem Kantons- und einem Gemeindeanteil zusammen. Der Gemeindeanteil wiederum zerfiel in eine obligatorische und eine freiwillige, vom Kanton nach oben begrenzte Zulage.

Nach der ersten Sitzung nahm mich der Schulgutsverwalter beiseite und verkündete, es falle ihm nicht ein, wegen der Lehrerlöhne jeden Monat zur Post zu gehen; ich erhalte mein Gemeindesalär alle drei Monate. Leider hatten offenbar weder die Privatwirtschaft noch die übrigen Behörden je etwas vom Fälländer Zahlungsrhythmus gehört, und so bedurfte es grosser Disziplin und Zurückhaltung, um mit dem damals noch bescheidenen Zahltag über die Runden zu kommen.

**Herr Benninger fragt an, ob nicht bei Regenwetter jeweilen das Turnen verschoben werden könne, da die Schülernasse Füsse bekommen. Auch diesem Gesuch wird in wohlwollendem Sinne entsprochen.**

—  
**Protokoll vom 25.8.1954**

## Wohnsitznahme obligatorisch

Nach meiner Wahl gab man mir zu verstehen, dass man es begrüssen würde, wenn ich meinen Wohnsitz in die Gemeinde verlegen könnte. Der Gutsverwalter bot meine Frau und mich auf den folgenden Samstag, 13 Uhr, zu einer Besichtigung des Lehrerhauses auf. Punkt eins läuteten wir an seiner Haustür. Er knurrte, dass wir ihn beim Mittagessen gestört hätten und sein Poulet nun kalt werde. Wir waren irritiert und wurden es noch mehr, als wir unser mögliches Heim in Augenschein nahmen.

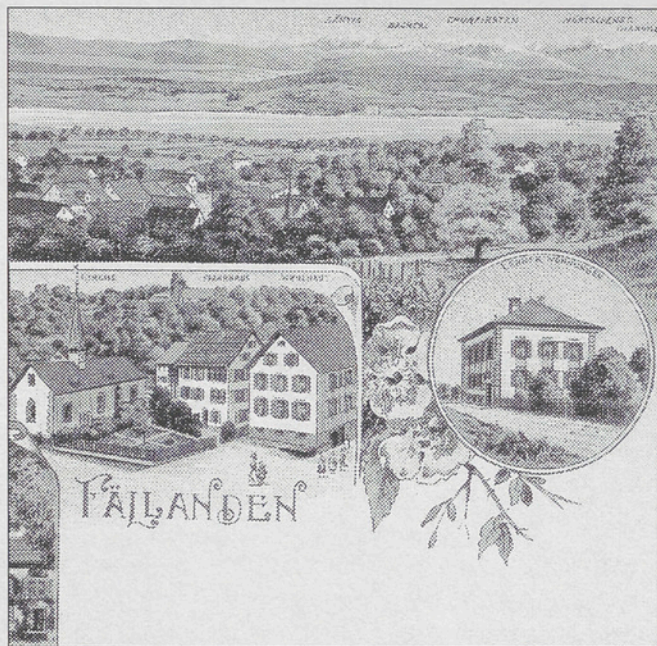


Abbildung 7  
Das Lehrerhaus, in dem Ruedi Lange mit seiner Familie seit 1960 wohnt, wurde 1897 am Rand des Dorfes erbaut. Ausschnitt einer Ansichtskarte um 1900.

Der Keller war ein dunkles, feuchtes Loch; in der Waschküche gab es nur grad einen Kochkessel mit Holzfeuerung, einen Spültrog und eine Zentrifuge. Die Wohnung machte mit ihren dunklen Tapeten und dem düster gestrichenen Täfer, mit dem vor-sintflutlichen Steintrog in der Küche und der mit Kohle zu befeuernden Etagenheizung einen depri-mierenden Eindruck. Welch ein Gegensatz zu unse-erer hellen, freundlichen und komfortablen Neubau-wohnung in Witikon! Der Zufall wollte es nun, dass in Pfaffhausen eben eine Wohnung frei war in dem Haus, in welchem ich jeweils mein Velo einstellte, dem ersten von Zürich her. Die Einrichtung war pas-sabel, der Mietzins tragbar, die Aussicht über den Weiler und das Glatttal recht schön. Zudem konn-ten wir von hier aus die Kontakte zu unseren Ver-wandten und Freunden in der Stadt ohne grössere Probleme aufrecht erhalten. Erst später merkten wir, dass die Wohnlage am Waldrand auch ihre Nachteile hatte. Den ganzen Winter hindurch war es kalt, feucht und schattig, und häufig litten unse-re Kinder an Grippe und Angina.

Unser Umzug von Witikon nach Pfaffhausen brach-te einige Umstellungen mit sich. Das Postauto von Zürich nach Maur verkehrte nur mit ganz wenigen Kursen. Einen Laden gab es nicht. Milch, Butter und Käse holten wir in der Hütte unterhalb der Geerenstrasse. Eier, Kartoffeln, Obst und Gemüse bezogen wir während der Saison bei den Bauern. Täglich kam Herr Schwegler von Fällanden mit Pferd und Wägelchen vorbei und lieferte frisches Brot. Fleisch und Wurstwaren konnte man bei der Metzgerei Maurer bestellen. Die Verkaufswagen von DAK und später von der Migros hielten nach

festen Fahrplänen in Pfaffhausen. So konnten wir uns mit den meisten Artikeln des täglichen Gebrauchs eindecken. Den Kehricht stellte man im Ochsnerkübel vors Haus. Er wurde in einem offenen Pferdefuhrwerk gesammelt und umgehend ins Lachentobel gekippt.

Die Post wurde von Binz aus durch den Pöstler, noch mit einem Pferdefuhrwerk, verteilt. Herr K. war ein echtes, liebenswertes Original. Es konnte vorkommen, dass er uns schon von weitem zurief: «Ihr Bruder in Amerika schickt Ihnen eine Karte! Es geht ihm scheint's gut!» Böse Zungen behaupteten, er könne gelegentlich der Versuchung nicht widerstehen, aus Neugier auch den Inhalt von Paketen zu untersuchen, bevor er sie den Empfängern zustelle.

Ich erinnere mich, dass einst Herr Schwegler sein Pferd unterhalb, Herr K. das seinige oberhalb der Strasse festgebunden hatte. Die beiden Tiere beschnupperten sich und blockierten so den damals allerdings noch bescheidenen Verkehr auf der Zürichstrasse.

Unsere städtischen Freunde und Verwandten waren natürlich begierig darauf zu sehen, wie wir mit dem Landleben zurecht kämen. So erhielten wir fleissig Besuche. Bei schönem Wetter bummelten wir dann gern gemeinsam zur Bommern, wo der Blick ungehindert über weite Felder, Wiesen und Wälder ins Oberland und zu den Glarner Alpen schweifte, und liessen uns auf dem Rückweg in der Gartenwirtschaft des "Feldhof" von Wirt Irminger mit Bauernbrot, selbst gebeiztem Schinken und Süssmost aus eigener Produktion verwöhnen.

Einige unserer Besucher liessen sich später selber in Pfaffhausen und Fällanden nieder. Sie wohnen alle heute noch hier.

Mein Schulweg hatte sich um die Velostrecke Witi-kon–Pfaffhausen verkürzt. Wenn im Winter genug Schnee lag, gelangte ich mit dem Schlitten in wenigen Minuten ins Tal. Der Rückweg wurde allerdings nicht leichter. Immerhin aber konnte ich meine Mappe auf dem fahrbaren Untersatz transportieren. Einmal erwarteten mich meine Schulkinder beim Feldhof. «Mached si e Hänki?», begrüsst sie mich. Der Antrag belustigte mich. Ich übergab die Mappe einem Schüler, legte mich bäuchlings auf den Schlitten und hängte mich mit den Füssen beim nächsten ein. Die übrigen Schlitten wurden mit Schnüren verbunden. Schülerinnen und Schüler setzten sich darauf, und so ging die fröhliche Fahrt die Zürichstrasse hinunter bis vors Schulhaus. Glück hatten die Pfaffhauser Schüler, wenn Schulpflegepräsident Bucher nach Schulschluss vorbeikam. Er hielt dann gelegentlich an, hiess die Jungmannschaft die Schlitten an die hintere Stosstange seines Autos binden und Platz darauf nehmen. Dann zog er sie, gewissermassen im «Schlittenjöring», zum allgemeinen Vergnügen den Berg hinauf.

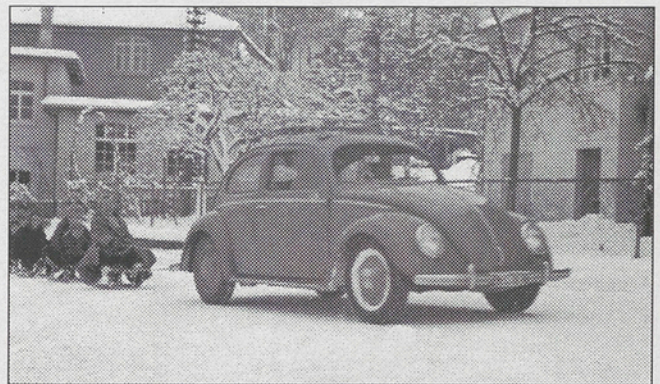


Abbildung 8  
Gemeinderat Walti Pfister betätigte sich mit seinem VW-Käfer ebenfalls als «Schlepper».

## Examen

Das Schuljahr findet immer mit dem Examen seinen Abschluss. Drei Tage vorher erschien jeweils der für unsere Gemeinde zuständige Bezirksschulpfleger und überreichte uns feierlich die Examenzetteln. Sie waren für jede Schulstufe von einer anderen Farbe und enthielten die obligatorischen Rechenaufgaben, die verbindlichen Lieder sowie Vorschläge für Sprach- und Heimatkundethemen, unter denen wir eine Auswahl zu treffen hatten. Schon vorher hatten die meisten Schülerinnen und Schüler freiwillig Gedichte ihrer Wahl einstudiert, und alle hatten eifrig Lieder eingeübt. Der Tag vor dem Examen war schulfrei, damit das Abwartehepaar das Haus auf Hochglanz bringen konnte.

Am Examenstag selber lösten meine Zöglinge zuerst die Sprach-, Rechen- und Heimatkundaufgaben und trugen dann zur Freude der zahlreich erschienen Eltern und übrigen Verwandten ihre Verse und Gesänge vor. Kein Visitor verlangte je das Absingen aller obligatorischen Lieder, die schon ein Jahr vorher benannt worden waren; wir hätten einem solchen Wunsch aber Genüge tun können. Immerhin lernten wir bei dieser Gelegenheit einige schöne zeitgenössische Kompositionen kennen, die wir gern in unser Programm einbauten. Nachdem alle Klassen ihr Können bewiesen hatten, begaben sich Behördenmitglieder und Lehrerschaft ins Restaurant. Die Gasthäuser der Gemeinde wur-

Das grösste Wunderding  
ist doch der Mensch allein,  
er kann, nach dem er's macht,  
Gott oder Teufel sein.

A. Silesius

Juni 1956

R. Lange

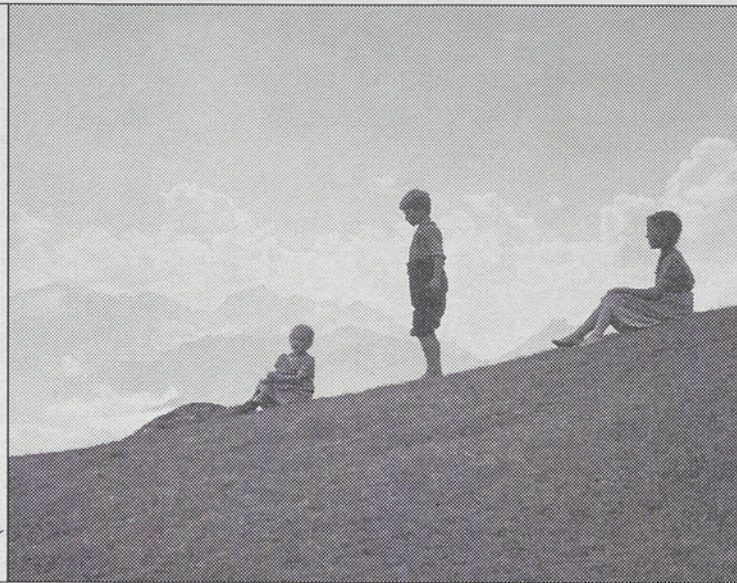


Abbildung 9

Eintrag in einem Poesiealbum, mit einer Aufnahme von einheimischen Kindern im Maderanertal

den in einem festen Turnus berücksichtigt. Nun verlief alles nach dem immer gleichen Zeremoniell. Nach dem Aperitif erhob sich der Visitator und referierte über seine Eindrücke bei den Schulbesuchen des vergangenen Jahres. Der Präsident der Schulpflege antwortete mit einer kurzen Ansprache und beschloss damit den offiziellen Teil der Feier. Ein Schulpfleger steuerte während seiner Amtszeit alljährlich eine kleine Zugabe bei. Wenn alles mit dem Löffeln der Suppe beschäftigt war, zitierte er: «Alles schweiget – jeder neiget seinen Rüssel in die Schüssel.» Man lachte höflich, und das Essen konnte seinen Fortgang nehmen.

Nach dem Mahl hatte kaum jemand Lust, gleich nach Hause zu gehen. Herr Bucher schlug vor, sich auf die vorhandenen Autos zu verteilen und zum Flughafen Kloten zu fahren. Er hatte bis vor kurzem noch dort gearbeitet und konnte uns durch die Technischen Betriebe führen. Anschliessend benützten einige Mutige die Gelegenheit zu einem Stadtrundflug. Ein andermal wurde ein Ausflug nach Rapperswil vorgeschlagen. Der Gutsverwalter protestierte, er müsse um sechs Uhr an einer Sitzung teilnehmen, aber Herr Bucher beruhigte ihn, dann seien wir sicher zurück. Wirklich brachen wir nach einem Kaffeehalt in der Rosenstadt beizeiten auf. Ich hatte im Auto des Präsidenten Platz gefunden. Unterwegs entwickelte sich eine lebhaftere Diskussion. Trotzdem schien mir der Rückweg verdächtig lang, und offenbar nicht nur mir, denn plötzlich bemerkte jemand: «Hier sind wir doch schon einmal vorbeigekommen.» Wirklich, wir waren etwa eine halbe Stunde im Oberland im Kreis herum gefahren. Herr Bucher fand das lustig, während der Gutsverwalter im nachfolgenden Auto verzweifelt die Hände verwarf.



*Abbildung 10  
Examenessen, März 1955 im «Feldhof» Pfaffhausen  
(links beginnend, im Uhrzeigersinn)  
Heinrich Bucher, Visitator, Margrit Frei (Nähschule),  
Renate Berlepsch (Kindergarten), Rosa Angst, Susi Müller,  
Hans Benninger, Ruedi Lange, Fritz Gfeller, Pfarrer  
Armin Sigrist, Johann Wegmann und Ernst Irminger.*

Einmal fand das Examen ausgerechnet am ersten April statt. Jemand kam auf die Idee, die Gelegenheit zu einem Scherz zu benützen. Die Glattbrücke zwischen Fällanden und Schwerzenbach sollte verbreitert werden. Ein Schulpfleger telephonierte auf die Verwaltung von Schwerzenbach und behauptete, es sei ein Problem bei der Linienführung aufgetreten, und man möge doch so gut sein, eine Zweierdelegation der Baukommission auf 14 Uhr zur Brücke zu beordern. Ob den Geprellten wohl ein Licht aufging, als ein Autocar mit feixenden Behördenmitgliedern und Lehrern des Nachbardorfes an ihnen vorbeifuhr?

## Schulsylvester

Eine uralte Tradition hat im Kanton Zürich der Schulsylvester, der letzte Schultag des Kalenderjahres. Nicht nur wurde an diesem Tag der Stundenplan ausser Kraft gesetzt, der frühe Morgen wurde stets zum Lärmen und zu allerlei Schabernack genutzt. Während ich noch in Zürich und später in Pfaffhausen wohnte, bekam ich davon nicht viel zu spüren. Später aber, als ich ins Lehrerhaus Fällanden zog, wurde mir bald klar, weshalb die Tür-glocke mit einer Ausschaltvorrichtung versehen war. Nur wenn ich davon Gebrauch machte, den Telephonstecker auszog und mich regelrecht verbarriadierte, konnte ich mit einigen Stunden Schlaf rechnen. Ein Witzbold erwischte mich trotzdem auf dem linken Fuss. Er verklemmte die äussere Türfalle des Hauseingangs mit einer zentimetergenau zugesägten Dachlatte und zwang mich so, aus dem untersten Fenster des Treppenhauses zu klettern. Solche Scherze fanden meine bewundernde Anerkennung; leider gab es gelegentlich weniger harmlose Streiche.

Im ersten Fälländer Jahr waren meine Schüler eben daran, das Sylvesterprogramm darzubieten, das, wie damals üblich, noch von der Klasse selbst gestaltet wurde, mit Theatervorführungen, Liedern und Gedichtrezitationen, als es an die Tür klopfte. Draussen standen zwei Schulpfleger. Sie berichteten, dass ein Brückenwagen quer in einer Seitenstrasse gestanden habe. Ein Motorradfahrer

habe das unbeleuchtete Hindernis im letzten Moment gesehen und nur mit Mühe einen Unfall verhindern können. Nun forschten sie nach den Urhebern des dummen Streiches. Meine Schüler nannten sofort die Namen einiger Sechstklässler, und die Schulpfleger suchten zum zweiten Mal Fräulein Angst und ihre Klasse auf, in der man zuvor Ahnungslosigkeit geheuchelt hatte. Die zutiefst enttäuschte Lehrerin erklärte den Schulsylvester für beendet, schleuderte die Salami, die ihr die Schüler geschenkt hatten, durchs Klassenzimmer und wies auch die dazugehörige Flasche Wein schnöde

zurück. Betreten standen die Schüler nun vor dem Schulhaus. Einige Mädchen weinten. Schliesslich machte jemand den Vorschlag, den Sternwirt zu fragen, ob man im Restaurant weiterfeiern dürfe. Herr Robmann hatte nichts dagegen, und so stieg die Stimmung bald wieder. Die Salami wurde geteilt und verzehrt, und der Wein soll den Vormittag ebenfalls nicht überlebt haben.

Auch ich erhielt manchmal angesichts der nahen Weihnacht kleine Geschenke. Einst stand eine grosse, in Festpapier verpackte Schachtel auf meinem Pult. Die Klasse sah

mir beim Auspacken gebannt zu. Zum Vorschein kam eine kleinere Schachtel und ganz im Stil einer Babuschka stets eine noch kleinere. Das innerste Behältnis enthielt – ein Stückchen Kreide. Ich verstand den zarten Wink, hatte ich doch die Ge-

**Leider hat das Rauchen  
sowie das Spielen mit  
Zundhölzern unter den  
Schülern Einzug gehalten.  
So wurden u.a.  
Closettpapier und bei  
Friedhofgärtner Müller  
die Heizi angezündet.  
Die Pflege beschliesst,  
die Lehrerschaft möchte  
durch strenge Kontrolle  
der Hosentaschen  
obigem Übel auf den  
Leib rücken.**

—

**Protokoll vom 12.12.1957**

wohnheit angenommen, geistesabwesende Schüler durch einen gezielten Kreidewurf wieder zu aktivieren. In Zukunft bezwang ich meinen Drang zu werfen und versuchte mit subtileren Mitteln ans Ziel zu gelangen.

Gegenüber dem Schulhaus befand sich Herrn Attingers Schmiede. Hier konnte man Meister und Gesellen noch bei der funkensprühenden Arbeit am Amboss oder beim Beschlagen von Pferden beobachten. Natürlich stand vor der Werkstatt immer allerhand landwirtschaftliches Gerät, das der Reparatur harrete. Das war ein gefundenes Fressen für die Oberstufenschüler. Sie verteilten Werkzeuge und Maschinen in der näheren und weiteren Umgebung. Dann erschien mit schöner Regelmässigkeit Herr Attinger senior an unserer Sylvesterfeier und verlangte, dass alles wieder eingesammelt werde. Meine Schüler beteuerten umsonst, dass man die Schuldigen unter den Oberstüflern suchen müsse. Herr Attinger bemerkte trocken: «Bis elf Uhr ist alles wieder da, sonst hole ich die Polizei.» So musste ich meine Zöglinge jedesmal beschwören, um des lieben Friedens Willen die Sache zu regeln. Erst nach Jahren riss mir die Geduld, und ich fragte Herrn Attinger, ob er sich nicht mehr an seine Jugend erinnere. Er lächelte auf den Stockzähnen, machte wortlos kehrt und störte fortan unsere Feiern nicht mehr.

Als Fünft- und Sechstklasslehrer erlebte ich den Schulsylvester besonders intensiv. Die Oberstufenschüler erhielten bei ihren Streichen jeweils Verstärkung durch Kollegen, die in Dübendorf, Hermikon oder Gfenn wohnten. Sie zogen sich mit ihren Begleitern nach vollbrachter Tat zurück. So mussten meine Schüler die Sache ausbaden. Es kam jeweils auch allerhand zusammen: Gartentörchen wurden ausgehängt und verschleppt, Abfallkörbe auf die Strasse geleert oder in Brand gesetzt und empfindliche Leute durch Dauerläuten an der Türglocke genervt. Besonders beliebt war der Versuch, die fast mannsgrosse Bäckerfigur aus Blech über Herrn Wettsteins Laden auszuhängen, meines Wissens ohne dass die Jugendlichen je Erfolg gehabt hätten. In späteren Jahren löste Herr Wettstein das Problem dadurch, dass er die Jungmannschaft mit Gebäck und Kakao bewirtete.

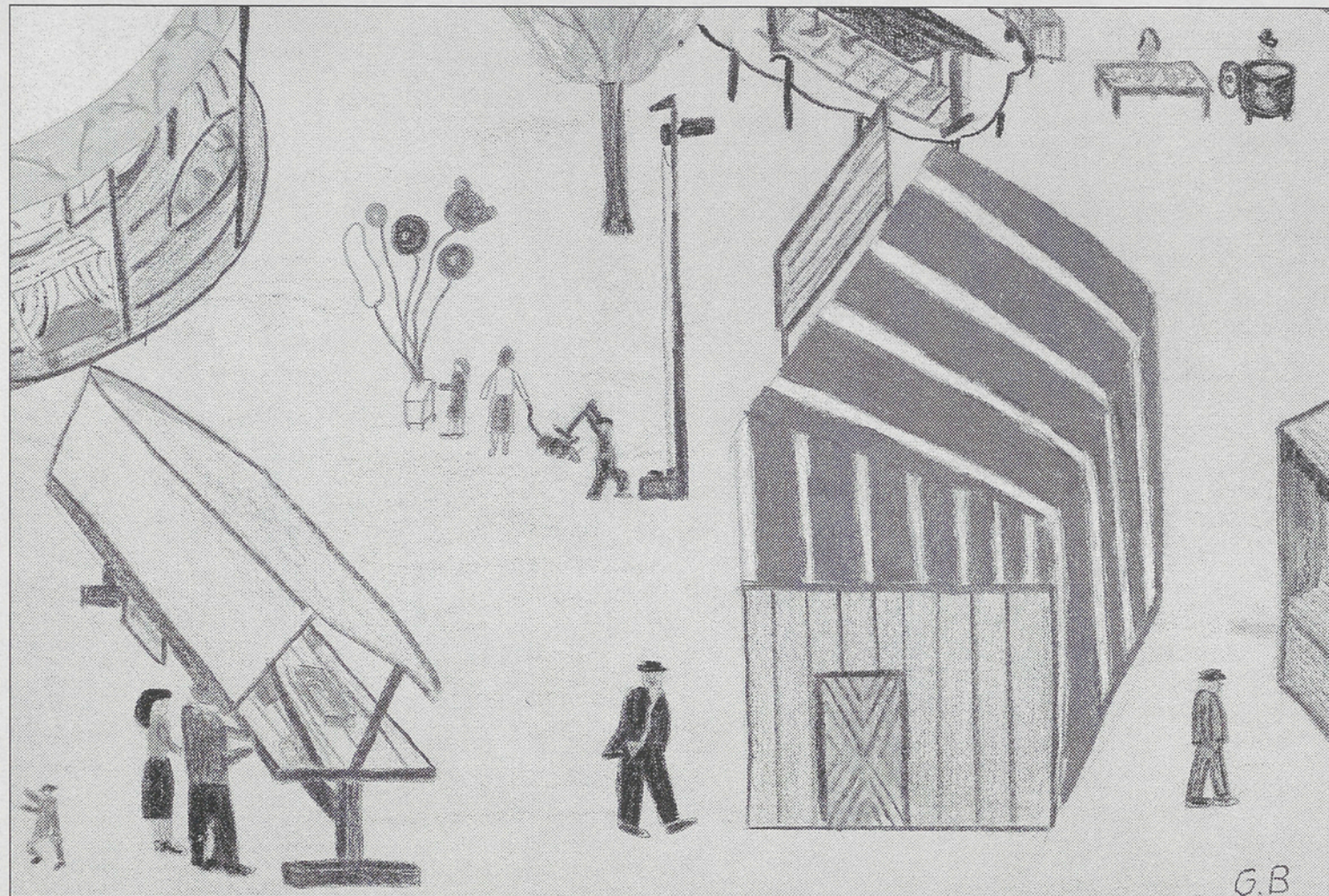


Abbildung 11  
Das fast mannshohe Aushängeschild bei Beck  
Wettstein verleitete Jugendliche zu allerlei Streichen.

## Chilbi, Fasnacht und 1. August

Ein Fest für die Kinder war der schulfreie Chilbi-  
montag. Auf dem Sternenplatz wurden eine Rössli-  
reitschule und eine Schiffschaukel aufgebaut, einige  
Marktfahrer stellten ihre Stände auf. Natürlich wa-  
ren die Reitschulen die Hauptattraktion. Unter den  
Schaustellern befand sich jedes Jahr eine alte Dame  
mit wirren grauen Haaren, von der Jugend respekt-  
los «Choderfrau» genannt. Auch sie vermochte

eine grosse Kinderschar anzuziehen. Neben allerlei  
verlockendem Krimskrams hielt sie Schleckwaren  
feil. Wegen ihrer Erscheinung wurde sie von den  
Kleinen mit leiser Furcht betrachtet, von grossen  
Lümmeln jedoch gelegentlich verspottet oder gar  
beklaut. Da am Montagmorgen der Chilbibetrieb  
ruhte, fand man mit der Zeit, es genüge eigentlich,  
am Nachmittag die Schule einzustellen.



Ein alter Zopf, der zu Beginn meiner Tätigkeit in Fällanden abgeschnitten wurde, war der freie Fasnachtsmontag. Er mag ursprünglich Tradition gehabt haben, fand aber in der sich rasch entwickelnden Gemeinde keinen Platz mehr.

Anlässlich einer der ersten Sitzungen erklärte Herr Bucher, es sei Sache der Schule, am Bundesfeiertag für das Höhenfeuer zu sorgen. Meinen Einwand, der 1. August falle mitten in die Sommerferien, liess er mit dem Hinweis auf alte Bräuche, die Vorrang hätten, nicht gelten. Immerhin gestattete er den Einsatz einiger Turnstunden für das Bereitlegen von Holzhaufen, die von den Waldbesitzern zu diesem Zweck freigegeben wurden. So schlepten wir Aeste durch Dickicht und Unterholz und stapelten sie am Strassenrand auf. Kurz vor der Bundesfeier sollten sie dann von Bauern mit Traktor und Wagen zur Feuerstelle bei der Zeigerstud gebracht werden. Es war Pech, dass ich mir beim Zerbrechen eines Astes einen Dorn unter den Daumennagel rammte, der das Gelenk blockierte und an der Daumenwurzel wieder die Haut durchsties. Da es schon fast elf Uhr war, schickte ich meine Schüler nach Hause, pilgerte nach Dübendorf zu Doktor Amstein, der mir den Störefried herausoperierte, kehrte wieder zu Fuss nach Fällanden zurück und erreichte Pfaffhausen rechtzeitig zum Mittagessen.

Am Bundesfeiertag erschienen die meisten der aufgebotenen Schüler am frühen Morgen zur Mithilfe. Anfänglich halfen sie mit Feuereifer beim Aufschichten des Holzes. Schon vor der Znünipause – den Imbiss stiftete die Schulpflege – erlahmte der Eifer sichtlich. Bald begannen sie sich mit Tannzapfen zu bewerfen und um den Holzhaufen zu jagen. Nach und nach schlich sich einer nach dem andern

davon, und schliesslich schickte ein entnervter Lehrer die letzten müden Helden nach Hause und bewältigte den Löwenanteil der Arbeit allein. Beim Anzünden des Höhenfeuers war dann die Schülerschar wieder komplett, ebenso beim Abbrennen des Feuerwerks. Zu dessen Ankauf hatten die Schüler, offenbar auch einer Tradition folgend, Geld gesammelt, und da ich jeweils direkt bei der Firma Hamberger am Brienersee einkaufte, konnten wir der Festgemeinde eine schöne Vorstellung bieten.

Nachdem ich einige Jahre lang meine Ferienpläne den Fällander Erfordernissen angepasst hatte, nahm ich eines Tages meinen ganzen Mut zusammen und erklärte an einer Schulpflegesitzung, dieses Jahr sei ich am 1. August abwesend. Zu meiner Erleichterung nahm es Herr Bucher gelassen und erklärte grosszügig, er übernehme die Organisation persönlich, gemeinsam mit Freunden vom Gewerbeverein und mit weiteren Behördemitgliedern.

Doch in der ersten Sitzung nach den Ferien berichtete er frustriert, wie er mit seinen erwachsenen Helfern die gleichen Erfahrungen gemacht habe wie ich mit den Schülern. Schon am späteren Vormittag meldete sich einer nach dem andern ab. Schliesslich arbeitete der Schulpflegepräsident im Schweisse seines Angesichts allein und schaffte es eben noch, nach dem Duschen rechtzeitig zur Bundesfeier zu erscheinen. In leichtsinnigem Optimismus meldete sich nun Herr Helmut Heim und anbot sich, die ehrenvolle Aufgabe gemeinsam mit dem Ortsverein Pfaffhausen zu übernehmen. Es sollte ihm nicht besser ergehen als seinen Vorgängern. Zum Glück gab es in Fällanden inzwischen vollamtliche Gemeindearbeiter, die fortan die Organisation des Höhenfeuers zu jedermanns Zufriedenheit während ihrer Arbeitszeit erledigten.

## Ski Heil

Während des letzten Weltkriegs musste Kohle gespart werden. So wurden im Kanton Zürich die Schulen jeweils im Februar während zweier Wochen geschlossen. An sechs Tagen mussten die Lehrerinnen und Lehrer ihre Klassen ausserhalb des Schulhauses beschäftigen. In der Stadt bedeutete dies Schlittschuhlaufen, Schlitteln, Exkursionen und Museumsbesuche. In der Nachkriegszeit mauserten sich diese «Sportwochen» zu echten Ferien, und in meinem ersten Fällander Jahr war mir keine Gemeinde bekannt, die noch klassenweise Aktivitäten durchgeführt hätte.

Als nun Schulpflegepräsident Bucher erklärte, die Lehrkräfte hätten ihre Zöglinge während sechs Tagen zu beschäftigen, wagte ich zu bemerken, dass der Krieg seit einigen Jahren zu Ende und die Pflicht zur Schülerbetreuung abgeschafft sei. Was andere machten, interessiere ihn nicht; für Fällanden gelte die seinerzeitige Regelung weiter, erhielt ich zur Antwort. Zu Beginn der ersten Woche unternahm Fräulein Angst eine Wanderung nach Greifensee. Sie geriet mit ihrer Klasse in einen sintflutartigen Dauerregen, und die aufgebrachten Eltern der völlig durchnässten Schülerinnen und Schüler deckten die Schulpfleger mit geharnischten Protesten ein. Am selben Abend erhielt ich einen Telefonanruf des Präsidenten. Drei Ausflüge genügen eigentlich auch, meinte er ärgerlich, und wir sollten doch die Klassen nur bei gutem Wetter anbieten.

Als der zweite Winter meiner Tätigkeit an der Schule Fällanden nahte, bereitete mir die Aussicht, während der Sportwochen bei trübem Wetter

Wanderungen durchführen zu müssen, einiges Unbehagen. Schon damals gab es in unserer Höhenlage nur noch wenig Schnee. Sollte es aber nicht möglich sein, mit meiner Klasse ein Skilager durchzuführen? Im vergangenen Sommer hatte ich eine freiwillige zweitägige Ferienwanderung mit Übernachtung in einer SAC-Hütte organisiert und guten Anklang gefunden. An der nächsten Sitzung der Schulpflege brachte ich meine Idee vor. Nach kurzer Diskussion erhielt ich den Bescheid, man hätte nichts dagegen; mit einem Beitrag an die Kosten dürfe ich aber nicht rechnen. Nun wandte ich mich an meine Zöglinge. Skilager kannten alle nur vom Hörensagen. Etwas mehr als die Hälfte der Buben und Mädchen konnte wenigstens schon auf Skiern stehen oder ein bisschen darauf herumrutschen, viele besaßen aber keine eigenen Latten. Der Vorschlag schlug ein. Um zu etwas Geld zu kommen, beschlossen wir die Durchführung eines «Bunten Abends».

Mit grosser Begeisterung wurde ein kurzes Theaterstück geschrieben und inszeniert, Gedicht-, Lieder- und Musikvorträge sowie Zaubertricks wurden eingeübt. Skier wurden zusammengebettelt. Schliesslich buken Mütter leckere Kuchen, Korbflaschen voller Süssmost wurden angeschleppt. Dann strömten Eltern, Verwandte und Bekannte in unser Schulzimmer. In der Pause kauften sie die gestifteten Köstlichkeiten für gutes Geld zurück. Der Abend wurde ein voller Erfolg. Die Einnahmen ergaben rund 15 Franken pro Schüler. Nun galt es zur Planung zu schreiten. Von Bekannten erhielt ich eine Lageradresse. Eine Unterkunft in den Flumserbergen war für zwei Franken pro Tag und Person zu

haben. In Schwerzenbach liess ich die Reisekosten berechnen. Menüpläne waren aufzustellen, Lebensmittel mussten besorgt werden. Unsere Kindergärtnerin und die Handarbeitslehrerin erklärten sich bereit, mitzumachen. Die Gesamtkosten pro Schüler schätzte ich auf 25 Franken, zu Recht, wie sich später zeigte. Es reichte sogar noch zu ein paar Skiliftfahrten.

Am Reisetag wurde unser Gepäck auf einem Traktoranhänger zum Bahnhof Schwerzenbach geführt. Hoch türmten sich Skier, Schlitten, Rucksäcke und Reisetaschen, Schachteln voller Esswaren, Harasse mit gestifteten Kartoffeln, Äpfeln und Gemüse. Sogar eine Handharmonika kam mit. Allein das Verladen auf die Bahn, beim Umsteigen von einem Wagen in den andern und schliesslich aufs Postauto war ein Abenteuer für sich. Am Zielort erwartete uns vor einem Bauernhaus ein älteres, freundliches Ehepaar. Herzlich wurden wir empfangen und eingewiesen. Für die Mädchen gab es ein richtiges Pritschenlager, für die Knaben am Boden ausgelegte Matratzen. Für die Leiter standen eigene Zimmer zur Verfügung. Gekocht und gegessen wurde in der gemeinsamen Wohnküche. Als Sitzgelegenheiten dienten alte Stühle, Stabellen und Sofas. Besonders begehrt war an den Abenden, wenn geschwätzt und gelacht, gesungen und musiziert wurde, das Bänklein um den warmen Kachelofen. Die Bauersleute richteten sich ganz nach unserem Rhythmus und zeigten grosses Verständnis für die quirlige Gesellschaft. Das Wetter spielte mit, und die Schneeverhältnisse waren ideal. Was Wunder, wenn am Ende der Woche eine fröhliche und begeisterte Schülerschar in Fällanden eintraf.

Bald wurden schon wieder Pläne für das nächste Jahr geschmiedet. Im Maderanertal erhielt ich ein verlockendes Angebot: ein kleines, im Winter leer stehendes Hotel für 80 Rappen pro Tag und Person, Strom und Heizmaterial inbegriffen. Ich gab den Vorschlag an die Schulpflege weiter und wies gleichzeitig darauf hin, dass die entfernte Möglichkeit bestand, bei heftigen Schneefällen wegen der Gefährdung der Zugangswege von der Umwelt abgeschnitten zu werden. Dass die Gegend für Wintersport unerschlossen war, fiel für uns nicht ins Gewicht. Ausrüstung und Fahrkünste unserer Jungmannschaft waren äusserst bescheiden. Die Schulpflege hiess den Plan gut.

Der Januar war ungewöhnlich mild. In der ersten Sportwoche gab es eine lange Föhnphase. Als wir am Montag der zweiten Woche im Hauptbahnhof Zürich auf den Gotthard-Schnellzug warteten, lachten uns die Leute aus und fragten, wohin wir mit unseren Skiern wollten. Tatsächlich war auch bei der Bergstation der Seilbahn, auf 1300 Metern über Meer, alles noch grün. Ich musste meine zweifelnden Schülerinnen und Schüler beruhigen. Und siehe, als wir nach einer Viertelstunde das Lagerhaus sichteten, konnten alle aufatmen. In grossem Umkreis um unsere Unterkunft und an den nahen Hängen lag der Schnee metertief. Wir bezogen die Zimmer und begaben uns auf Erkundung. Inzwischen war die kompakte Wolkendecke abgesunken. Nebel umhüllte uns, und es begann leise zu schneien. Die Jungmannschaft war begeistert. Morgen hätten wir prächtigen Neuschnee. Um es kurz zu machen: Es schneite während der Nacht, es schneite am Dienstag und am Mittwoch. Am Donnerstag lag der weisse Segen so hoch, dass wir es nicht mehr wagen durften, an der Seilbahnstation



Abbildungen 12–14  
Im Skilager auf der Golzern (Maderanertal) kam es im Februar 1958 zu einer unvorhergesehenen Verlängerung; die Häuser waren eingeschneit und von der Umwelt abgeschnitten.

Die Zeit vertrieb man sich mit Schneespielen, Singen und Musizieren.

Die Musikanten von links nach rechts:  
Hans Wettstein, Max Gfeller, Heinz Weber,  
Maja Irminger, Vreni Reuteler, Walter Dunkel,  
Renate Müller, Renate Berlepsch, Erika Ochsner





Abbildungen 15–18

Die Landung eines Versorgungshelikopters war für alle Beteiligten der absolute Höhepunkt des Lagers, für die Kindergärtnerin, Renate Berlepsch, die ausgeflogen wurde, sogar ein unvergesslicher Höhenflug.

Wien Binogum  
 auch Vorpflugweg  
 im 2. Anflug  
 der Pilot  
 No. 2' gragum  
 Best  
 Pische Arampum

das Brot abzuholen. Der Schneefall dauerte unvermindert fort, und am Freitag schien es uns auch zu riskant, vom nächstgelegenen Bauernhof Milch zu beziehen. Wir mussten uns etwas einfallen lassen. Zwar erhielten wir vom benachbarten Restaurant Golzernsee noch Kartoffeln, Käse und Suppe in Grosspackungen. Die Wirtsleute erklärten sich sogar bereit, notfalls eine Ziege zu schlachten, um uns mit frischem Fleisch zu versorgen. Wir beschlossen, vorerst nur noch zwei Mahlzeiten täglich zuzubereiten und die Kinder am Morgen möglichst lang in den Betten zu behalten. Das Skifahren war sowieso mühsam geworden. Kaum hatten wir eine Piste angetreten und machten uns an die Abfahrt, war schon nach kurzer Zeit von unseren Spuren nichts mehr zu sehen.



Zum Leiterteam gehörte neben der Kindergärtnerin und der grossen Schwester einer Schülerin auch unser Dorfelektriker, David Favre, von Gross und Klein liebevoll «Röhrlibügger» oder «Stromheiland» genannt. Seine Teilnahme erwies sich als unbezahlbar. Er wirkte als begnadeter Koch, reparierte zerrissene Lederbänder und ausgeleierte Schrau-

ben an Skibindungen, taute eingefrorene Wasserleitungen wieder auf und machte verstopfte WCs erneut durchgängig. Als Skiinstruktor war er einsame Klasse. Schüler und Schülerinnen verehrten ihn; seine gute Laune und sein Humor waren durch absolut nichts zu erschüttern.

Am Samstagmorgen rief ich den Präsidenten der Schulpflege an und erklärte ihm, dass wir eingeschneit seien. Er trug es mit Fassung und beschwor uns, das Ende der Lawinengefahr abzuwarten, egal wie lang das dauere. Die Klasse nahm die Botschaft mit Vergnügen auf; würden doch einer oder mehrere Schultage ausfallen. Am Nachmittag war die Telefonleitung unterbrochen, und niemand von uns ahnte, was sich inzwischen in Fällanden abspielte. Herr Bucher hatte sich erkundigt, was ein Versorgungsflug mit einem der damals noch ganz wenigen Helikopter kosten würde. Der Preis, rund 650 Franken, überstieg nun aber die Kompetenz der Schulpflege für einmalige Ausgaben; diese betrug ganze 500 Franken. So musste äusserst kurzfristig eine ausserordentliche Schulgemeindeversammlung einberufen werden.

Am nächsten Morgen staunte ich nicht wenig, als ich ganz ungewohnte Motorengeräusche vernahm. Ich sah aus dem Fenster. Im Stockwerk unter mir starrte der Fünftklässler Werner in die neblige Landschaft. «Hast du etwas gesehen?», fragte ich. Die Antwort elektrisierte mich. «Einen Helikopter», erwiderte er lässig. Sofort alarmierte ich das ganze Haus. Noch nie waren unsere Zöglinge so schnell in die Kleider und die Schuhe geschlüpft und ins Freie

Abbildung 19  
David Favre, «Mädchen für alles», in Aktion.

gerannt. Ein Helikopter tastete sich unter dem Nebel durch und überflog uns in geringer Höhe. Säcke mit Lebensmitteln wurden abgeworfen und versanken sogleich im tiefen Schnee. Am Schluss flatterte ein Briefumschlag vom Himmel. Er enthielt einen Zettel mit der Bitte, eine Landefläche festzutreten und zu markieren (Abbildung 18). Ich musste die Jungmannschaft nicht lang auffordern. Mit Feuereifer machten sich alle ans Werk.

Nach der Landung entstiegen dem Helikopter ein gut gelaunter Pilot und ein Bergführer. Letzterer sollte gegen unsere Kindergärtnerin, Fräulein Berlepsch, ausgetauscht und später wieder abgeholt werden. Gemeinsam mit meinem Vater sollte die Chindsgilehrerin an einer eilends einberufenen Elternversammlung die aufgeregten Gemüter über unsere Lage informieren und beruhigen.

Am Montagabend hörte der Schneefall endlich auf, und die Wolken verzogen sich. Staunend sahen die Kinder erstmals das umliegende Panorama. Rasch wurde alles Entbehrliche zusammengepackt. Nach einer kalten Nacht machten wir uns frühmorgens auf den Weg. Im Tal hatte sich die Sensationsmeldung schon mit Windeseile verbreitet. Ein Extrapostauto brachte uns zum Bahnhof. Überall hiess es: «Das sind jetzt die mit dem Helikopter» und in Flüelen machte uns ein eifriger Kondukteur ein Wagenabteil im Schnellzug frei. Am späteren Nachmittag konnte ich die Schülerschar auf dem Dorfplatz verabschieden, und am Mittwoch holte uns der Schulalltag wieder ein.

Von einer Verpflichtung, die Schüler während der Sportwochen zu betreuen, war fortan nicht mehr die Rede. Die Schulpflege gab aber zu verstehen, dass die Durchführung weiterer Skilager durchaus

begrüsszt würde. Augenzwinkernd meinte der Präsident, die Eltern würden sicher gern auch etwas mehr bezahlen, wenn wir dafür auf den Einsatz eines Helikopters verzichten könnten. Rührend und unfreiwillig komisch fand ich den Beschluss der Schulpflege, dem Leiter künftig die Reisekosten zu bezahlen, fährt doch je nach Schülerzahl mindestens ein Erwachsener gratis mit.

Nicht so leicht vergessen werden wir das Lager in Hospental. Wir hatten die dortige Jugendherberge für eine Woche reserviert. Als wir nun mit Sack und Pack anklopften, erhielten wir den Bescheid, die Jugi sei aus Versehen zwei Klassen gleichzeitig versprochen worden und leider schon besetzt. Nachdem sich die Leiterin der Herberge kurz an unserem Schrecken geweidet hatte, tröstete sie uns, sie hätte im benachbarten Restaurant «Turm» für uns Platz gefunden. Später erst erfuhr ich, dass dank diesem Trick auch die wenig attraktive Unterkunft jenseits der Strasse vermietet werden konnte. Wir waren nicht die einzigen Geprellten. Abgesehen davon erlebten wir eine Woche mit herrlichem Pulverschnee und Sonne pur. Im Urserental übten Patrouilleure aus aller Welt Langlauf und Schiessen für den auf das folgende Wochenende angesagten Militärwettkampf. Es war allerhand los. Am letzten Lagertag unternahm David Favre mit Freiwilligen sogar noch einen Vorstoss Richtung Gotthardpass, zu dem schon um fünf Uhr früh aufgebrochen wurde. Nach einem zeitigen Mittagessen wurden alle zum Aufräumen und Wischen im Lagerhaus eingesetzt.

Dann schickten David Favre und ich die Jungmannschaft ins Freie, um noch den letzten Schliff anzubringen. Als wir zur wartenden Schülerschar sties- sen, erfuhren wir, dass ein Knabe, der für seine Jäh-

zornanfalle bekannt war, mit einem Klassenkameraden in Streit geraten und davongelaufen sei. Wir riefen nach ihm, erhielten aber keine Antwort. Da die Zeit drängte, schleppten wir unser Gepäck schon einmal zum Bahnhof, in der Hoffnung, dass Hans dies mitbekommen und sich uns anschliessen werde. Erfolglos! Ich eilte nochmals durchs ganze Dorf, suchte und rief, wieder vergeblich, und auch David Favre, der es ebenfalls versuchte, hatte nicht mehr Glück. Nun erklärte der Lokomotivführer, er müsse losfahren, da er sonst den Anschluss in Göschenen verpasse.

Zum Glück blieb meine Mutter, die mit von der Partie war, in Hospental. Sie wollte mit meinem Bruder, der wegen des Armeewettkampfs übers Wochenende mit dem Auto anreiste, am Sonntag zurückfahren. Wir instruierten sie und begaben uns auf die Heimreise. Die Schwester des Vermissten begann haltlos zu weinen und war nur schwer zu trösten. Von Göschenen und später nochmals vom Hauptbahnhof Zürich aus riefen wir in Hospental an. Erst jetzt erhielten wir den tröstlichen Bescheid, Hans sei wohlbehalten wieder aufgetaucht. Dem Rat seines Vaters folgend, der empfohlen hatte, beiseite zu gehen und sich zu beruhigen, wenn er den Zorn in sich aufsteigen fühle, war er zum Turm aufgestiegen und hatte sich an der Sonne auf ein Bänklein gesetzt. Ermüdet vom frühmorgendlichen Ausflug war er eingeschlafen und erst wieder durch die Kälte nach Sonnenuntergang geweckt worden. Überflüssig, zu sagen, dass er im Nachhinein von seinen Kameraden um die verlängerte Lagerwoche beneidet wurde.

Tinizong wurde für einige Jahre unser Lagerort. Wir waren dabei aber nie so recht glücklich. Das Haus

lag in einer Kurve der viel befahrenen Julierstrasse. In der Nähe gab es keine brauchbaren Übungshänge, und der langweilige Weg ins Skigebiet Savognin dauerte hin und zurück je 45 Minuten. Dort waren die unteren Hänge jedesmal vereist und völlig ausgefahren, ein Horror für unsere wenig geübten Ski-lerhlinge.

So versuchten wir, via Inserat einen besseren Skiort zu finden. Drei Angebote erschienen uns prüfenswert, und so machte ich mich mit einem Kollegen, der einen VW-Käfer besass, auf den Weg. Zuerst ging es ins Alptal bei Einsiedeln, dann über Sattel zur Jugendherberge Göschenen und schliesslich via Susten und Brünig ins Gebiet Lungern-Schönbühl. Die letzten beiden Möglichkeiten vermochten in keiner Weise zu überzeugen, aber das Skihaus in Brunni am Fuss der Mythen begeisterte uns auf Anhieb. Es war geräumig, gemütlich und zweckmässig eingerichtet. Die Seilbahn zur Holzegg verband uns mit dem Skigebiet Ibergereg; Skilifte gab es aber noch keine. Die Schulpflege hatte inzwischen die Anschaffung einer Anzahl Steigfelle bewilligt. So konnten wir im unberührten Schnee unsere Spuren ziehen. Leicht waren die Haggenegg und das Skigebiet Hochstuckli zu erreichen. Als Abschluss gab es jeweils eine stiebende Abfahrt zurück ins Alptal.

Allerdings hatte sich am Charakter unserer Lager einiges geändert. Zu David Favre hatte sich mein Schulfreund, Raymond Künzli, gesellt. Die beiden bildeten eine völlig unschlagbare Küchenmannschaft. Längst hatten wir aber nicht mehr einfach meine Klasse im Lager. Viele Eltern machten inzwischen selbst Skiferien und nahmen ihre Sprösslinge mit; andere waren wohl froh, ihre Rangen für eine Woche abgeben zu können. So hatten wir eine

bunt zusammengewürfelte Gesellschaft aus allen Teilen unserer Gemeinde zu betreuen. Die Skiwochen wurden anstrengender und gelegentlich zur Nervenprobe. Morgens um sechs war ich schon auf den Beinen, um das Frühstück und die Zwischenverpflegung zu organisieren; den ganzen Tag stand ich auf den Latten, und nach dem Nachtessen war für eine sinnvolle Beschäftigung der Jungmannschaft zu sorgen. Zwischen neun und zehn Uhr waren endlich alle unter der Decke, aber bis wirklich Ruhe herrschte, wurde es meistens etwa elf. Dann setzten wir vom Team uns noch zusammen zu einem Glas Wein oder zu einem Fondue. Um zwei oder drei geisterten oft schon wieder die ersten Schüler umher, und ich musste dafür sorgen, dass sie die andern nicht aufweckten. Ich weiss noch gut, wie ich anschliessend an ein solches Lager nach einem frühen Nachtessen zu Hause halb betäubt ins Bett sank und erst am Sonntagmittag wieder erwachte.

Als die Einwohnerzahl unserer Gemeinde ständig anstieg und immer mehr Schülerinnen und Schüler in Zürich eine Oberstufenklasse oder eine Mittelschule besuchten, beschloss die Schulpflege, die Sportferien zu verschieben und der Stadt anzugleichen. Damit verloren wir unser Lagerhaus. Zuerst ärgerte ich mich, doch dann sagte ich mir, dass ich genug Lager organisiert habe und ruhig jüngeren Kräften Platz machen könne. Der Entscheid fiel mir leichter durch die Aussicht, dank der geplanten Einführung von Klassenlagern eine neue und vielversprechende Herausforderung annehmen zu können.

Zwei besondere Vorfälle aus meiner Skilagerzeit sollen nicht unerwähnt bleiben. Im Maderanertal brachte uns die Post einen enormen Hefekranz. Im Triumph wurde er in die Speisekammer getragen. Als wir eingeschneit und die Lebensmittel knapp geworden waren, sollte er als willkommener Zusatzpfund verteilt werden. Der Schüler, der ihn holen sollte, kam mit leeren Händen zurück. Es lägen nur noch zwei schäbige Schnitten in der Schachtel, berichtete er. Wir glaubten an einen schlechten Scherz, fanden die Schilderung aber bald bestätigt. Der Fall war rasch gelöst. Die geschäftstüchtige Tochter des Spenders hatte den Kuchen nach und nach verkauft, das Stück zu einem Franken.

Ein Vater schickte, solange eines seiner Kinder meine Klasse besuchte, Jahr für Jahr einen ganzen Tilsiterkäse. Wir freuten uns jedesmal sehr darauf, denn unsere Küchenmannschaft zauberte daraus herrliche Käseschnitten. Wieder einmal war ein Käse versprochen, doch Tag um Tag verstrich, ohne dass die ersehnte Spende eintraf. Am letzten Abend musste daher ein anderes Menü improvisiert werden. In der ersten Schulwoche fragte mich der Vater, ob der Käse geschmeckt habe. Meine Antwort, wir hätten ihn gar nicht erhalten, brachte ihn auf die Palme. Er eilte zur Post und liess Nachforschungen anstellen. Das Ergebnis verblüffte. Der Käse war aus unerfindlichen Gründen bei der Primarschule Saland gelandet. Dort kümmerte man sich nicht gross um Absender- und Empfängeradresse. Die unerwartete Spende wurde kurzerhand aufgegessen. Die Post musste einen neuen Tilsiter bezahlen, und so gab es bei uns während drei Tagen hoch willkommenen Pausenkäse.

## Feuerwehr

Schon bald nach unserem Einzug in Pfaffhausen wurde mir mitgeteilt, ich sei nun auch Mitglied der Feuerwehr Fällanden. Gleichzeitig wurde ich eingeladen, meine persönliche Ausrüstung abzuholen. Das war nicht viel: ein dunkelblauer Rock, ein breiter Gürtel und ein Helm. Auch an Korpsmaterial stand noch wenig zur Verfügung. Im Feuerwehrlokal, das sich im Keller des Schulhauses befand, standen zwei Schlauchwagen mit Reservehaspeln und Ersatzschläuchen. An Rettungsgeräten gab es eine Hand-Schiebeleiter und eine Strebenleiter mit Transportwagen. So erstaunt es nicht, dass die paar Übungen, die während der Sommermonate durchzuführen waren, ziemlich eintönig verliefen mit Abrollen, Auswechseln und wieder Aufhaspeln der Schläuche, mit Tragübungen des Rettungsgerätes, Aufstellen und Ablegen der Leitern, Öffnen und Schliessen der Hydranten. Etwas Abwechslung brachten die Versuche, die unhandliche Strebenleiter immer wieder in den engsten Gassen und Winkeln des Dorfes einzusetzen.

Im Herbst fand an einem Wochenende jeweils die Hauptübung statt. Da galt es, unter den gestrengen Augen eines Bezirksinspektors einige Aufgaben zu lösen. Anschliessend folgten wohlwollende Kritik und Soldauszahlung und schliesslich das von der Gemeinde gestiftete Schübligessen. Diese jedes Jahr wiederkehrende Gelegenheit zu gemütlichem und ausgedehntem Zusammensein wurde ausgiebig genutzt, und mancher wackere Feuerwehrmann kehrte erst am nächsten Tag nach Hause zurück. Zu grösseren Ausschweifungen kam es zu meiner Zeit zwar nicht, aber man erzählte sich im Dorf noch lang von einem gewaltigen Besäufnis,

das wenige Jahre vor meinem Eintritt stattgefunden habe. Einige Unentwegte feierten damals nach der Polizeistunde in einer Privatwohnung weiter und leerten die offenbar allzu gut dotierte Hausbar des Gastgebers. Dabei zogen sich einige eine veritable Alkoholvergiftung zu und mussten von ihren Kameraden, die dazu noch imstande waren, nach Hause gebracht werden. Erst gegen Mitte der nächsten Woche waren die Letzten wieder arbeitsfähig.

Der erste Ernstfall liess nicht lang auf sich warten. An einem wunderschönen Samstagnachmittag kam mein Vater nach Pfaffhausen zu Besuch. Wir sassen gemütlich in der Gartenwirtschaft des Feldhofs, als Hornstösse erklangen. Auf einem Motorrad sassen zwei Feuerwehrmänner. Der Soziusfahrer stiess ins Horn und rief mir zu: «Es brennt im Neuhaus!» Der Lenker brachte mich nach Hause, während der Beifahrer mit seinem eigenen Fahrzeug ins Dorf zurückkehrte. Rasch wechselte ich Hosen und Schuhe, schlüpfte in den Rock und stülpte den Helm über. Ich setzte mich auf den Soziussitz und war gespannt darauf, was mich erwartete. Schon von weitem sah man eine schwarze Rauchsäule aufsteigen. Am Dorfrand war die Fahrt zu Ende. Zahlreiche Ausflügler mit Autos, Motorrädern und Velos verstopften die Strasse nach Maur. Kinder eilten der Brandstelle zu. Wir mussten das Motorrad abstellen und zu Fuss weiter vorrücken. Beim Weiler Neuhaus standen Stall und Scheune eines Bauernhauses in Vollbrand. Die Flammen hatten schon auf das Dach des Wohnteils übergegriffen. Aus verschiedenen Schlauchleitungen bekämpfte man das Feuer, versuchte es vom Wohnteil wegzu drängen und gleichzeitig den gewaltig lodernden

Brandherd zu löschen. Die Hitze war fast unerträglich. Ich musste stets Gesicht und Helm mit Wasser kühlen. Eine Telefonstange, mehrere Meter vom Brandherd entfernt, begann zu brennen. Endlich wurden wir des Feuers Herr. Aber wie sah es im Haus aus! Das Wasser strömte die Treppe herunter, tropfte überall von den Decken. Den ganzen Hausrat mussten wir bergen und zu hilfsbereiten Nachbarn tragen. Nachträglich erfuhren wir, dass die Bauersleute daran gewesen waren, mittels eines Gebläses Heu auf den Heustock zu befördern. Dabei muss ein Funke entstanden sein. Der Heustaub und der Luftstrom führten zum explosionsartigen Brandausbruch.

An einem Freitagvormittag nach Schulschluss stand ich im Freien und unterhielt mich noch mit einigen Schülern. Da begannen im benachbarten Kirchturm

alle Glocken zu läuten. Erstaunt fragte ich: «Wisst ihr, wer heiratet?» Meine Zöglinge zuckten die Schultern. Schon kam ein Kombi angefahren. Ein Feuerwehrkollege sprang heraus und rief: «Komm mit; es brennt bei 'Chäppi' in Pfaffhausen!» Gemeinsam öffneten wir das Tor des Feuerwehrlokals und zogen einen Schlauchwagen heraus. Zu zweit setzten wir uns auf die Ladefläche des Autos und hielten die Deichsel fest. So ging es bergauf. Auf dem mächtigen Dach des Hauses lief barfuss der Bauer umher und warf Ziegel auf den Hausplatz. Durch die so entstandenen Lücken drang dichter Rauch und loderten Flammen. Schnell legten wir eine Schlauchleitung und begannen das Feuer zu bekämpfen. Bald folgten weitere Kameraden mit zusätzlichem Gerät und unterstützten uns. Was war geschehen? Ein eingeschaltetes Rechaud im oberen Treppenhaus hatte den Brand ausgelöst.



*Abbildung 20  
Am 18. September 1959 zerstörte das  
Feuer die Liegenschaft der Familie  
Ernst Irminger in Pfaffhausen.*

Das Feuer hatte unter dem Dach auf den Scheunenteil übergegriffen und breitete sich nun schnell über den Heustock aus. Weitere Ziegel prasselten von selbst auf den Vorplatz. Der mutige Hausherr musste sich zurückziehen. Nach verhältnismässig kurzer Zeit hatten wir das Feuer unter Kontrolle und konnten den Heustock betreten. Hier aber erwartete uns eine unangenehme Überraschung. Da das Heu durch den Aufzug bis fast unter den First gehoben und dann verteilt worden war, hatten sich unter den Längs- und Querverstrebungen des Daches Hohlräume gebildet. In ihnen frass sich das Feuer unsichtbar weiter. Immer wieder brach ein Feuerwehrmann durch, stand bis zu den Knien in der Glut und musste von seinen Kameraden schnell herausgezogen werden.

Unterdessen waren Fachleute von der Brandwache Zürich erschienen. «Da hilft alles nichts», meinten sie, «ihr müsst das Heu bis zum letzten Rest abräumen.» Da der Vorrat auf rund 100 Tonnen geschätzt wurde, prognostizierten sie uns drei Tage Arbeit. Meine Frau hatte mir inzwischen Rock, Helm, Gürtel, andere Hosen und Schuhe gebracht. So konnte ich aus den klitschnassen Kleidern schlüpfen. Nun ging es an das langwierige Aufräumen. Die angekohlten Dachbalken mussten heruntergerissen werden. Dann aber bewiesen die Fällander Bauern, dass sie Köpfchen hatten. Ladewagen wurden unter die Dachkante gestellt. Wir schroten U-förmige Gräben ins Heu und legten Drahtseile hinein. Mit Traktoren wurde das teilweise noch mottende Heu portionenweise herausgezerrt. Es fiel auf die Ladewagen, wurde noch ganz gelöscht und auf eine Deponie geführt. Am Samstagabend war zu unserer grossen Erleichterung das Werk vollbracht, alles aufgeräumt und die Geräte versorgt.

Mit der Inbetriebnahme der Telefonzentrale Fällanden war es nicht mehr nötig, mit den Kirchenglocken Sturm zu läuten. Je 18 Feuerwehrleute wurden zu einer Gruppe vernetzt. Im Alarmfall läutete bei allen gleichzeitig das Telefon ununterbrochen rund 20 Sekunden. Dann wurden Einsatzgrund und -ort bekanntgegeben.

Es war zur Fastnachtszeit. Morgens um halb eins wurden wir aus dem Schlaf geschreckt. «Feuer im Talgarten», hiess es. Hastig kleidete ich mich an und eilte zum nahen Brandort. Auf einen Blick war zu sehen: Der Scheunenteil ist nicht mehr zu retten, der Wohnteil noch kaum betroffen. Rund ums Haus herrschte Panik. Bauer und Bäuerin irrten verzweifelt umher und suchten ihre drei Kinder. Niemand wusste, was aus ihnen geworden war. Hatten sie das Haus schon verlassen und waren weggerannt oder befanden sie sich irgendwo im Gebäude? Während mit einer Wasserwand versucht wurde, den Wohnteil zu bewahren, bemühten wir uns vergeblich ins Hausinnere zu gelangen; das Treppenhaus war mit dichtem Rauch gefüllt und nicht mehr betretbar. Es blieb nichts anderes übrig, als mit Leitern die Fenster einzuschlagen, dem Qualm Abzug zu verschaffen, einzusteigen und Zimmer um Zimmer zu durchsuchen. Die Erleichterung war gross, als in der Küche des oberen Stockwerks die beiden Mädchen gefunden wurden, bewusstlos zwar, aber am Leben. Durch eine glückliche Fügung hatte am Vorabend der Samariterverein erstmals mit dem eben erst angeschafften Beatmungsgerät geübt. So konnten die Mädchen bis zum Eintreffen der Sanität notfallmässig versorgt und damit wohl erst gerettet werden. Bald wurde es aber zur traurigen Gewissheit, dass der Knabe, dessen Zimmer über dem Tenn gelegten hatte, ums Leben gekommen

sein musste. Wirklich wurde er morgens um zwei Uhr im Brandschutt gefunden. Das ganze Dorf war tief geschockt. Auch uns ging der Tod des Buben sehr nahe, hatte er doch mit unseren beiden ältesten Kindern den «Chindsgi» besucht.

Es brannte noch zwei- oder dreimal um die Fastnachtszeit. In keinem dieser Fälle konnte die Ursache ermittelt werden. Als ich nach 24 Dienstjahren meine inzwischen aktualisierte Ausrüstung abgeben konnte, war ich froh, dass sich bei den zahlreichen weiteren Einsätzen nie mehr ein Todesfall ereignet hatte, dass es weder in einem der verwinkelten Reihenhäuser mit ihren gefangenen Zimmern, noch in der grossen Sägerei oder in einem Chemikalienlager in der Industriezone gebrannt hatte. Meine Schüler mögen es bedauert haben, dass ich nach dem Heustockbrand in Pfaffhausen keine einzige Schulstunde mehr ausfallen lassen musste. Die Alarmierungen erfolgten mit einer Ausnahme ausserhalb der Schulzeit, nachts, an schulfreien Tagen oder an Sonn- und Feiertagen. Als ich doch einmal schon morgens zu einem Grossbrand ausrücken musste, konnte eine Praktikantin meine Klasse übernehmen.

Während meiner Dienstzeit änderte sich das Gesicht der Feuerwehr natürlich grundlegend. Die Einführung immer neuerer und besserer technischer Hilfsmittel machten die Arbeit anspruchsvoller, aber auch unvergleichlich interessanter. Wir waren am Ende gerüstet für alle Arten von Unfällen und konnten gezielter, effektiver und umweltschonender eingreifen als früher.

Zum Schluss sei eine hübsche Geschichte nicht vor-enthalten. Im Dreiländereck bei Pfaffhausen, dort, wo die Gemeinden Fällanden, Zürich und Maur zusammenstossen, brannte einmal ein Weekendhaus auf Stadtgebiet. Die Feuerwehr von Binz war als erste zur Stelle. Der nächste Hydrant stand aber auf Pfaffhauser Boden. So löschten die Männer der Maurmer Feuerwehr ein Haus auf Zürcher Land mit Fällander Wasser.

## Schlitzohren, schräge Vögel und Schicksale

Lachend erzählte Fräulein Angst in einer Pause, dass ein Schüler durch ständiges Tuscheln mit seinem Nachbarn gestört habe. Zweimal habe sie ihn gemahnt – umsonst. Nun stellte sie ihn zur Rede und wollte wissen, was es da so Wichtiges mitzuteilen gebe. «Ich habe überhaupt nicht geredet», verteidigte er sich. Aber jetzt insistierte die Lehrerin: «Ich habe dir zugeschaut und möchte nun wirklich wissen, was du gesagt hast!» In die Enge getrieben erklärte der Schlingel: «Ich habe so leise gesprochen, dass ich es selbst nicht verstanden habe.»

Es gab wieder einmal einen bitter kalten Winter. Der Greifensee war teilweise zugefroren; die Eisfläche durfte aber noch nicht betreten werden. Herr Bucher erzählte: «Letzten Sonntag machte ich mir Gedanken über eine allfällige Gefährdung unserer Schuljugend. Deshalb fuhr ich zur Glattbrücke, stellte dort das Auto ab und begab mich zu Fuss zum Wehr. Tatsächlich vergnügten sich einige Schlingel auf dem Eis. Ich jagte sie mit harschen Worten ans Ufer und hielt ihnen die Gefahren ihres Tuns vor Augen. Dann testete ich vorsichtig die Festigkeit des Eises. Es kam, wie es kommen musste. Unversehens stand ich bis zum Gürtel im kalten Wasser. Es wagte zwar niemand laut zu lachen, aber die Schadenfreude in den Mienen der Lausbuben war nicht zu übersehen. Bis ich zurück beim Auto war, krachten und knirschten die steif gefrorenen Hosenbeine bei jedem Schritt.»

Mit meiner Klasse suchte ich einmal nach Wortfamilien. Als Beispiel nahm ich das Wort «Fahrt» und seine Verwandten: Der Fahrer, das Gefährt, die Fuhre, der Fuhrmann, fahren ... Ein Mädchen meldete

sich und fragte: «Gibt es zu jedem Nomen ein passendes Verb?» «Das nicht; denk zum Beispiel an Tiernamen wie 'die Katze'; es gibt kein Verb katzen». Hier streckte ein Fünftklässler auf und fragte mit Unschuldsmiene: «Aber – bei Vogel?». «Natürlich nicht», konterte ich und wechselte schnell das Thema. Ein Blick in die Runde – niemand hatte etwas bemerkt. Ich atmete auf.



Abbildung 21  
Schulpräsident Heinrich Bucher anlässlich der Einweihung des Kindergartens Eggler am 23. Oktober 1955.

Nach der Entlassung aus dem zweiten WK meiner Fälländer Zeit traf ich mich mit der Vikarin, die mich während der drei Wochen vertreten hatte. Sie berichtete über ihre Arbeit und blickte mich dann etwas seltsam an. Ob ich wirklich solchen Wert auf militärische Formen lege, wollte sie wissen. Ich sah sie fragend an und verlangte eine nähere Erklärung. Nun, die Schüler hätten ihr gesagt, bei mir müssten sie zu Beginn jeder Turnstunde auf ein Glied antreten. Ich kommandiere dann: «Achtung ... steht!» Sie schlugen die Absätze zusammen und hätten stramm zu stehen. Erst nach «Ruh!» begänne die normale Turnstunde. Auch sie müsse dieses Ritual beibehalten. Sie hatte gehorcht. Ich lachte laut heraus und freute mich über den Zusammenhalt meiner Rasselbande, die den Scherz drei Wochen lang durchgezogen hatte, ohne dass einer die andern verraten hätte.

In den Anfangszeiten wurden die Programme des Schweizer Fernsehens nur während weniger Stunden am Tage ausgestrahlt, und am Schluss hiess es regelmässig: «Ende der Sendung.» Pfarrer- und Lehrersöhne sind sicher nicht bräver als anderer Leute Kinder. Mein Zweitjüngster hatte einmal einen dummen Streich gespielt und mich wirklich erzürnt. So hielt ich ihm eine Standpauke, die sich gewaschen hatte. Geduldig und scheinbar zerknirscht hörte er zu, doch als ich endlich wieder schwieg, meinte er ganz ungerührt: «Ende der Sendung.» Ob ich wollte oder nicht; ich brach in schallendes Gelächter aus, und mein Zorn war verflogen.

Ich hatte noch keine zwei Wochen an der fünften und sechsten Klasse unterrichtet, als es eines Tages an der Tür klopfte. Draussen stand der Vater eines

Sechstklässlers. Ohne Umschweife ermunterte er mich, seinem Sohn, sollte er nicht parieren, ruhig eine Tracht Prügel zu verabreichen; er sei sich das von zu Hause her gewohnt. Ich könne in solchen Fällen mit seiner vollen Unterstützung rechnen. Ich war schockiert. Vom ersten Tag an war mir der Bub aufgefallen, denn er wirkte verstockt, mürrisch und unnahbar. Ich hatte tiefes Mitleid mit ihm. Natürlich versuchte ich ihm immer wieder zu zeigen, dass ein Zusammenleben in Vertrauen, Verständnis und gegenseitiger Wertschätzung möglich sei. Umsonst. Ich vermochte es nie, die undurchdringliche Mauer des Misstrauens, die er um sich aufgebaut hatte, zu durchbrechen. Immerhin gelang es mir gelegentlich, wenn er seine Kameraden mit seinem seltsamen Wesen provoziert hatte, vermittelnd einzugreifen und ihn so einigermaßen in die Klassengemeinschaft zu integrieren. Der Bursche kam auch später mit dem Leben nicht zurecht und beendete es als junger Mann freiwillig.

Bruno, ein fröhlicher, unbeschwerter Sechstklässler, war stets für lustige Streiche zu haben und ein guter Schüler. Ich hatte daher keinerlei Bedenken, ihn zur Aufnahme in die Sekundarschule Dübendorf zu empfehlen. Alle Kandidaten für diese Stufe mussten, ungeachtet ihrer Leistungen in der Mittelstufe, eine Aufnahmeprüfung in Form mehrerer schriftlicher Arbeiten in den Hauptfächern Mathematik und Sprache bestehen. Ich war doch recht erstaunt, als Brunos Vater mich etwa zehn Tage nach Schulbeginn anrief und mir mitteilte, sein Sohn habe ernsthafte Probleme. Folgendes war geschehen: Bruno hatte die ersten beiden Prüfungsarbeiten mit guten Noten bestanden. Dann aber hielt er den Druck nicht mehr aus und klagte daheim seine Not. Der Vater tröstete ihn, sagte, von einem Besuch der

Sekundarschule hänge nicht das Glück des Lebens ab und meldete ihn für die Realschule an. Aber da geriet er vom Regen in die Traufe, wurde er doch einem Lehrer zugeteilt, der für seine ruppige Art und seine sarkastischen Sprüche bekannt war. Dieser stauchte den Neuankömmling am ersten Tag so zusammen, dass er seine Mappe packte, nach Fällanden zurückkehrte und erklärte, nun überhaupt nicht mehr zur Schule gehen zu wollen. Viel lieber helfe er einem Verwandten, der in der Landwirtschaft tätig war. Ich schluckte zuerst einmal leer. So etwas war im Schulgesetz ganz und gar nicht vorgesehen, und ein Dispensationsgesuch musste von der Schulpflege zwangsläufig abgelehnt werden. Im Geist sah ich Bruno verzweifelt und mit gequälter Miene zu Hause sitzen und konnte mir vorstellen, dass eine Verschnaufpause ihm helfen könnte, seine Identitätskrise zu überwinden. Nach kurzer Überlegung riet ich dem Vater, den Versuch zu wagen, die Sache aber möglichst für sich zu behalten. Ich versicherte ihm, dass ich offiziell nichts davon wisse und daher auch keine Behörden informieren könne. Nach einem halben Jahr wurde ich angefragt, ob Bruno die sechste Klasse wieder besuchen könne. Bei Schulbeginn nach den Herbstferien erschien er braungebrannt und frisch motiviert und erwies sich als der selbe lebenswerte Schlingel wie im Jahr zuvor. Im Frühling schaffte er den Übertritt in die Sekundarschule mühelos.

**Herr Lange richtete den Appell an die Eltern, sich ihren Kindern etwas mehr zu widmen. Es ist ja wirklich schwer in der heutigen Zeit, wo man leider an vielen Orten nur Materielles, Vergnügen, Motorrad usw. kennt und dabei das häusliche Familienleben einfach verdrängt.**

—  
**Elternabend 9.2.1955**

Fast in jeder Klasse gab es mindestens einen Schüler, der Kameradinnen, Kameraden und Lehrer besonders forderte. In meinem letzten Klassenzug vor der Pensionierung meinte ein besonders mühsamer Kunde treuherzig: «Sie können ja froh sein, dass ich zu Ihnen in die Schule komme; so wird es Ihnen bestimmt nie langweilig.» Als ob diese Gefahr je bestanden hätte!

Nicht nur bei den Schülern, auch bei Kolleginnen und Kollegen fanden sich denkwürdige Zeitgenossen. Nach dem Wegzug von Fräulein Angst wurde die Stelle zur Neubesetzung ausgeschrieben. Es meldete sich ein Herr M., der wohl schon mehr als 50 Jahre zählte. Lange Zeit war er im Ausland als Missionar tätig gewesen und wollte nun zu seinem angestammten Beruf zurückkehren. Herr Bucher brachte sein Bewerbungsschreiben zur nächsten Sitzung mit und las es vor. Herr M. versprach, sich mit ganzer Kraft zum Wohl der Kinder und der Schule einzusetzen. Selbstverständlich sei er auch bereit, sein Können und seine Erfahrung für andere Aufgaben innerhalb der Gemeinde zur Verfügung zu stellen. Der Brief machte Eindruck. Einstimmig wurde der Bewerber, ohne dass ihn jemand von den Anwesenden zu Gesicht bekommen hätte, zur Wahl vorgeschlagen. Der neue Kollege trat sein Amt an. Uns jungen Schnaufnern gegenüber gab er sich väterlich herablassend und vornehm distanziert. Zwei oder drei Wochen nach seinem Amtsantritt animierte er seine Klasse zu einer Altpapiersammlung. Bald türmten

sich Berge von Zeitungen und Zeitschriften, Drucksachen aller Art, persönliche Korrespondenz, Geschäftsbriefe und Rechnungen gebündelt und ungebündelt im Chefhüsli. Dann wühlten sich Schülerinnen und Schüler während zweier Tage auf dem Pausenplatz durch die Papierhaufen. Sie waren aufgefordert, frankierte Briefumschläge und Postkarten herauszusuchen und dem Lehrer zu übergeben. Herr M. sammelte Briefmarken. Das Chaos war bald komplett. Der Wind war mit von der Partie und verteilte Gedrucktes und Handgeschriebenes wahllos im halben Dorf. Es gab Ärger, und die Übung musste abgeblasen werden.

Gegen Ende des ersten Schuljahres ging das Gerücht um, in Herrn M.s Klasse hätten einzelne Schüler das Rechenbuch schon beinahe zweimal durchgearbeitet, während andere noch nicht bis zur Hälfte vorgestossen seien.

Auch die sprachlichen Korrekturen schienen Aufsehen zu erregen. Ich erinnere mich an die denkwürdige Sitzung, an der Herr M. von einem Schulpfleger gefragt wurde, wo er jeweils die Rechtschreiberegeln nachzuschlagen pflege. Die Antwort: «In der Zeitung» verblüffte Fachleute und Laien. Im folgenden Jahr standen Bestätigungswahlen ins Haus. Im Hinblick darauf bedeutete man Herrn M., man würde es begrüßen, wenn er von sich aus kündigen würde; man könnte ihn nicht mehr zur Wahl vorschlagen. Er folgte dem Rat. Mir tat er Leid, denn ich fürchtete, dass er bis zu seiner Pensionierung wohl Jahr für Jahr von einer Gemeinde zur andern verschoben wurde.

Herrn M.s Nachfolger stand etwa im selben Alter. Nun war die Schulpflege vorsichtiger geworden und engagierte ihn für ein Jahr auf Probe. Der neue Kollege hatte eben zum dritten Mal geheiratet, war in seine jüngere Frau verliebt wie ein Schuljunge und gab sich keine Mühe, dies vor seinen Zöglingen zu verbergen. Stolz erzählte er uns, dass aus seinen beiden ersten Ehen dreizehn Kinder hervorgegangen seien.

Um diese Zeit kam ein junger Pfarrer nach Fällanden. Er rief mich zu Hause an, befragte mich im Stil eines Verhörs nach meinen persönlichen Verhältnissen und lud mich samt Kollegin und Kollegen in der grossen Pause des nächsten Tages zu einer Tasse Tee ins benachbarte Pfarrhaus ein. Ich bereitete die beiden auf ihren Auftritt vor, und wirklich ging die Inquisition in gleicher Art weiter. Ich bewunderte meinen Kollegen, wie er sich aus der Affäre zog, als er auf die Frage nach der Kinderzahl antwortete: «Verschiedene.» Leider war das neue Eheglück unseres Kollegen offenbar bald zu Ende. Anlässlich einer Pflegesitzung gab er zu Protokoll, der Gutsverwalter solle es künftig unterlassen, seinen Zahltag der Gattin auszuhändigen, den letzten habe sie restlos durchgebracht.

## Ausklang

Zwei oder drei Jahre nach meinem Stellenantritt in Fällanden begann in Pfaffhausen, vorerst zaghaft, erneute Bautätigkeit. Entlang der Zürichstrasse entstanden einige Einfamilienhäuser. Nach und nach verstärkte sich das Tempo der Überbauung, und von einem gewissen Zeitpunkt an stiegen die Grundstückspreise fast von Woche zu Woche. Wer den richtigen Riecher und genügend Kleingeld hatte, konnte durch Spekulation in kurzer Zeit ein kleines Vermögen verdienen. Nach einer Weile gab es auch in Fällanden erste Neubauten.

Die Schulpflege machte sich Gedanken. Wenn das so weiterginge, würde bald der Schulraum zu knapp. Herr Bucher konferierte mit Planungs-, Bau- und Finanzstrategen auf Gemeinde- und Kantons-ebene. Die Hauptfrage war: Soll man ein Zentralschulhaus oder Quartierschulhäuser anstreben? Nach längeren Abklärungen vertrat der Schulpräsident ganz klar die zweite Lösung. Ich überlegte nicht mehr, ob ich mich um eine andere Stelle bewerben sollte; die Fälländer Zukunft versprach spannend zu werden. Bald nahm die Planung konkrete Formen an. Zuerst sollte in Fällanden und im Abstand von einem halben Jahr auch in Pfaffhausen ein Schulhaus gebaut werden.

Architekt Jucker aus Schwerzenbach zeichnete für das Projekt «Lätten» verantwortlich. Der Bau sollte drei Klassen- und ein Handarbeitszimmer, einen Mehrzweckraum, ein kleines Lehrerzimmer und einen Sammlungsraum enthalten und leicht erweiterbar sein. Der Baukredit von rund 650 000 Franken wurde von der Bevölkerung gutgeheissen. Um das Dorfbild nicht zu stören und sich harmonisch in die

intakte Landschaft einzupassen, sollte das Gebäude möglichst niedrig gehalten werden, auch wenn das wegen des zu geringen Gefälles zur Kläranlage den Einsatz von Abwasserpumpen bedingte. Wer ahnte schon, dass sich wenige Jahre später neben den Breiteli-Blöcken das Schulhaus geradezu mickrig präsentieren würde! Während im Herbst 1960 mit dem Aushub begonnen wurde, konnte ich an Sitzungen der Baukommission teilnehmen und Wünsche bezüglich der Ausstattung anbringen. Rasch wuchsen die Mauern aus dem Boden, und im Frühling konnte Aufrichte gefeiert werden. Dann aber stagnierte der Ausbau, und an einer Sitzung meinte der Architekt locker: «Einige Bauhandwerker bekunden Mühe mit den Terminen; wir sollten die Einweihung besser vom Herbst auf den nächsten Frühling verschieben.» Da kam er bei Herrn Bucher aber an den Falschen. «Das ist eine Schlamperei!», donnerte er. «Ab morgen bin ich jeden Tag um sieben Uhr auf dem Bauplatz, und wer ohne triftigen Grund nicht rechtzeitig erscheint, braucht sich bei uns nicht um weitere Aufträge zu bemühen!» Das wirkte. Die Arbeiten kamen wieder zügig voran, und vor den Herbstferien zügelten meine Schülerinnen und Schüler auf Leiterwägelchen Bücher und Schulmaterial ins neue, helle, von allen bestaute Schulhaus. Eine neue Ära begann.

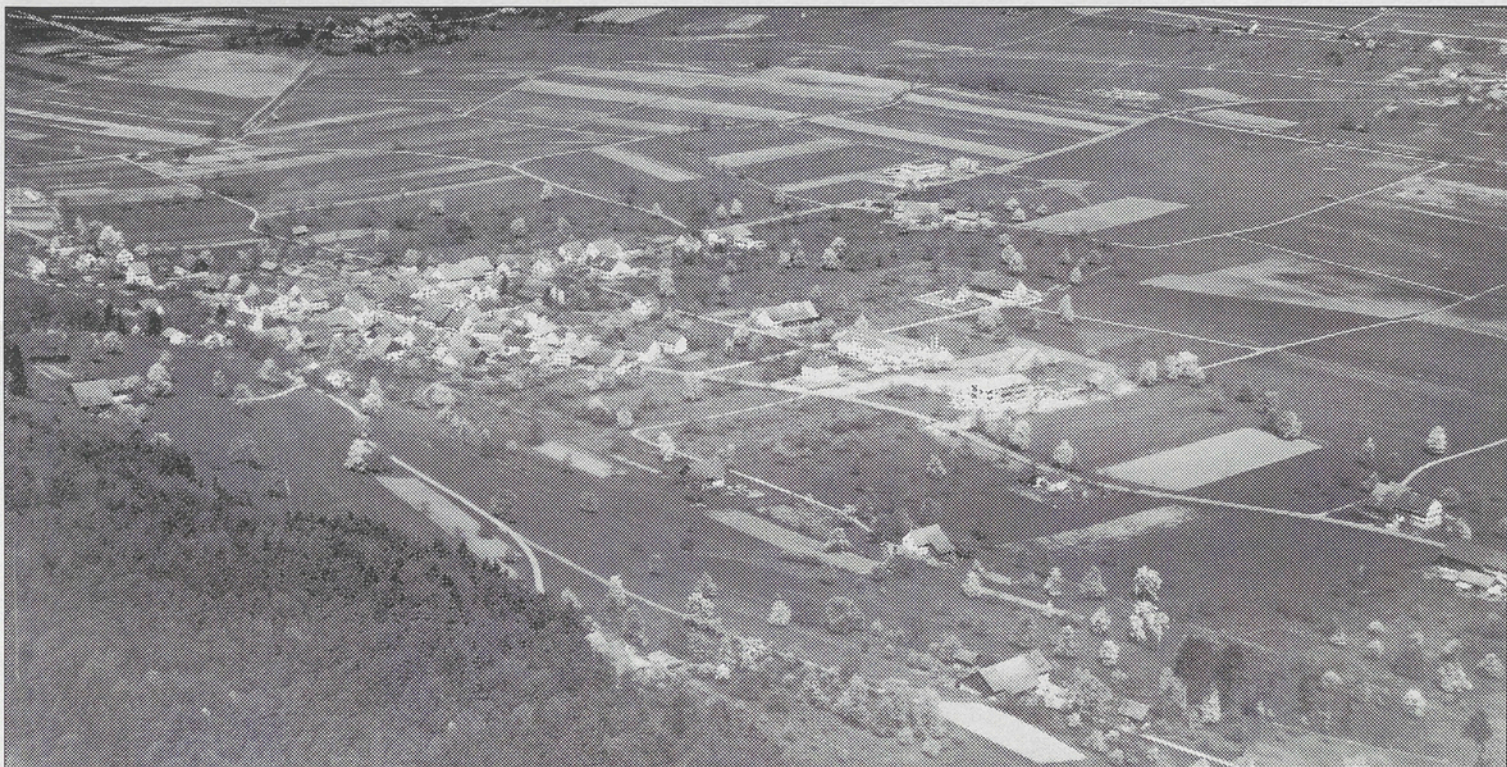
1960 war ich mit meiner Familie nach Fällanden ins Lehrerhaus umgezogen. Uns lockte vor allem die Nähe zum neuen Schulhaus, und als Herr Bucher versprach, die Lehrerwohnung sanft renovieren zu lassen, fiel uns der Entschluss zum Wechsel nicht mehr schwer.

Viele weitere Jahre vergingen. Die Bevölkerung wuchs rasant, Grundstück um Grundstück wurde überbaut, und das Schulhaus musste in kurzer Zeit dreimal vergrößert werden. Lehrerinnen und Lehrer wurden sesshaft und bildeten ein echtes Team. Sorgen und Schwierigkeiten konnten wir nun auch längerfristig miteinander bewältigen, wir konnten uns aber ebenso gemeinsam freuen und oft miteinander lachen. Wenn auch Schüler- und Lehrerzahlen stiegen, der gute Geist im Schulhaus Lätten blieb erhalten, und ich hatte das Glück, bis zur letzten Stunde mit Freude arbeiten zu können.

Während mehr als zwanzig Jahren durfte ich sogar Kinder meiner früheren Schülerinnen und Schüler unterrichten.

Mit meinen «Ehemaligen» fühle ich mich heute noch verbunden, und ich bin besonders glücklich, wenn ich selbstbewussten und zufriedenen jungen Leuten begegne, die ich seinerzeit in der Schule als «schwierig» oder «schwach» empfunden und um deren späteres Fortkommen ich mir Sorgen gemacht hatte.

*Abbildung 22  
Mit dem Bau des Schulhauses Lätten in unmittelbarer Nachbarschaft des Lehrerhauses begann 1961 eine neue Ära der Fällander Schulgeschichte.*



- 1 Bern, Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Kopp A 2198
- 2 Hochbauamt des Kantons Zürich, 1948
- 3 Tiefbauamt des Kantons Zürich, 1949
- 4 Archiv «Glattaler», Dübendorf
- 5 Foto H. Haagmanns, 1955
- 6 Foto H. Haagmanns, 1959
- 7 Privatbesitz, H.U.Kaul
- 8 Foto W. Pfister, Archiv IGFG
- 9 Privatbesitz, M. Dreier-Irminger
- 10 Foto Hch. Irminger, Pfaffhausen
- 11 Archiv IGFG
- 12–17 Foto R. Lange
- 18 Privatbesitz, R. Favre
- 19 Foto R. Lange
- 20 Foto R. Lange
- 21 Privatbesitz, M. Bucher
- 22 Luftaufnahme Hch. Irminger, 1961
- S 26 Zeichnung G. Baumberger
- U 4 Foto A. Nido, «Glattaler»

Wir danken allen, die uns Fotos und Dokumente zur Verfügung gestellt haben:

Gustav Baumberger, Heidi Bösch-Wettstein, Max Bucher, Maja Dreier-Irminger, Roger Favre, Bruno Gachnang, Ruedi Lange, Hansruedi Schmid, Renate Schwank-Müller, Hans Wettstein und Renate Wirth-Berlepsch.

Die IGFG unterhält ein eigenes Archiv und eine Sammlung von Gegenständen. Sollten Sie oder jemand von Ihren (weggezogenen) Verwandten oder Bekannten alte Fotografien, Ansichtskarten, Bilder, Dokumente oder Gegenstände unserer Gemeinde besitzen, wären wir Ihnen sehr dankbar, wenn wir diese kopieren, fotografieren oder zur Aufbewahrung übernehmen dürften. Besten Dank.

Früher erschienene Neujahrsblätter der IGFG:

- 1995 200 Jahre Feuerwehr Fällanden
- 1997 Wirtschaften der Gemeinde Fällanden
- 1999 Geschichte der drei Poststellen
- 2001 Ein fotografischer Vergleich 1900–2000

Danke

Zu grossem Dank verpflichtet bin ich vor allem meinen Kollegen Hans Ueli Kaul und Martin Friess, die für Redaktion, Bildauswahl und Gestaltung verantwortlich zeichnen.

Herzlich danken möchte ich auch Helene Blass und Albert Meier-Hauser für die gewissenhafte und wohlwollend kritische Durchsicht meines Manuskriptes.

Ruedi Lange

Wir danken der Gemeinde Fällanden für die finanzielle Unterstützung.



Ruedi Lange, geboren 1930 in Zürich, besuchte in der Stadt die Primar- und Sekundarschule sowie anschliessend die Oberrealschule (heute Mathematisch-Naturwissenschaftliches Gymnasium). Nach der Matura wechselte er ans Oberseminar zur Erlangung des zürcherischen Primarlehrerpatentes.

Die nächsten zwei Jahre waren geprägt durch das Absolvieren der Rekrutenschule, die Übernahme mehrerer Vikariate sowie die Besetzung einer kürzeren und einer längeren Verweserstelle in verschiedenen Gemeinden des Kantons Zürich.

Im Frühling 1954 wurde Ruedi Lange nach Fällanden abgeordnet. Hier unterrichtete er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1995.